

NEUE LEHRE – NEUES LERNEN

bologna.lab der Humboldt-Universität zu Berlin

Abschlussberichte
Q-Tutorien
HU Berlin, Sommersemester 2016

Wolfgang Deicke und Monika Sonntag (Hg.)

GEFÖRDERT VOM



Bundesministerium
für Bildung
und Forschung



NEUE LEHRE – NEUES LERNEN
BOLOGNA.LAB



Das bologna.lab der Humboldt-Universität zu Berlin fördert im Rahmen des Qualitätspakts Lehre (BMBF, 2012-2020) eine Reihe von Projekten mit dem Ziel, bereits ab dem Bachelorstudium Freiräume für forschendes Lernen zu schaffen und diese mit forschungsnahen Lehrangeboten zu füllen.

Eines dieser Projekte sind die Q-Tutorien, deren Abschlussberichte in diesem Band versammelt sind. In diesen studentischen Veranstaltungen bearbeitet eine Gruppe Studierender ein selbst gewähltes Forschungsthema in eigenständiger, interdisziplinärer und möglichst innovativer Projektarbeit.

Dieses Buch ist unter einer Creative-Commons-Lizenz lizenziert. Sie dürfen für nichtkommerzielle Zwecke das Werk und Teile davon vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen, wenn Sie auf die Urheber (Autoren, Herausgeber) verweisen. Im Falle einer Verbreitung müssen Sie anderen die Lizenzbedingungen, unter welche dieses Werk fällt, mitteilen. Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt. Jede kommerzielle Verwertung ohne schriftliche Genehmigung der Autoren und Herausgeber ist unzulässig. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in Systeme(n) der elektronischen Datenverarbeitung.

© bologna.lab HU Berlin, 2018

ISBN: 978-3-86004-323-3

Inhaltsverzeichnis

Folke Brodersen und Lilian Hümmler

Kings, Queens and Criminal Queers. Perspektiven, Politiken und Transformationen anders-geschlechtlicher Performancepraxen.....1

Lukas Elstermann

Superman lives! Eine amerikanische Geschichte des 20. Jahrhunderts in kleinen Bildern11

Carmen Grimm

contesting & contexting sport. Perspektiven, Politiken und Transformationen anders-geschlechtlicher Performancepraxen.....17

Max Koch-Grünberg

Seeing like a subject. Quantifizierende Methoden der Selbstbeobachtung und der Entwurf des idealen Selbst.....24

Sophie König

Von Mördern, Außenseitern und Psychopathen. Foucaults Archiv und die Fälle Pierre Rivière, Herculine Barbin und „Das Leben der infarmen Menschen“30

Julia Modes und Dortje Fink

#lecker - kulinarische Phänomene geisteswissenschaftlich beschreiben36

Anna Franziska Schulze

Generations of Postmemory43

Nikita Sorgatz und Jona Bauer

Gesellschaft, Macht, Wirtschaftswissenschaft. Macht Wirtschaftswissenschaft Gesellschaft? Analyse eines wechselseitigen Wirkungsverhältnisses.....46

Lukas Valtin

Christian Kracht und die Postdemokratie60

Folke Brodersen

Lilian Hümmler

Kings, Queens and Criminal Queers

**Perspektiven, Politiken und
Transformationen anders-
geschlechtlicher Performancepraxen**

Q-Tutorium im Sommersemester 2016

Humboldt-Universität zu Berlin

Kultur-, Sozial- und Bildungswissenschaftliche Fakultät

Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien

1. Kings, Queens und Criminal Queers - Einleitung

Das Q-Tutorium *Kings, Queens and Criminal Queers* thematisierte gegenwärtige Transformationen von Drag-Praxen im urbanen Berlin. '*Kings, Queens and Criminal Queers*' das ist zugleich der Wahlspruch der Politikneipe *Silver Future* in Berlin-Neukölln. Angelehnt an eine Textzeile der Band *CocoRosie* werden mit (Drag) Kings, (Drag) Queens und Criminal Queers Existenzweisen und Darstellungspraxen einer Subkultur benannt. In diesem subkulturellen Raum wird darauf hingearbeitet ein geschlechtlich anderes Leben möglich zu machen. Diese Versuche wirken zunächst oft unverständlich, ihr Sinn und Zweck sind nicht sofort zu erschließen und eventuell erscheinen sie verstörend oder gar störend 'kriminell' (Woltersdorff 2012). Sowohl die Transformation der spezifischen Drag-Praxen wie auch der gesellschaftlichen (subkulturellen) Ordnung, auf die sie Bezug nehmen, als auch eine neue Generation an Akteur*innen, die eine Re-Interpretation der Performancekultur vornimmt, machen einen Neu- und Wiederbetrachtung dieser Praxen nötig. Ziel des Q-Tutoriums war so die Analyse von *Perspektiven, Politiken und Transformationen anders-geschlechtlicher Performancepraxen*. Im Rahmen dieses Abschlussberichtes soll eben jenes Q-Tutorium reflektiert und analysiert werden. Wir schreiben dabei zugleich aus unserer Perspektive als Seminarverantwortliche (s.u.) wie als *weiße* Cis-Studierende, deren Bezug zur Thematik insbesondere das Interesse an (der Ästhetik) politischer Praxis ist. Diese Positionierung wird in Teilen des Berichtes reflexiv aufgegriffen, beeinflusst aber die Sichtweise des gesamten Textes.

2. Drag als Historie, Kultur und Politik - thematischer Einstieg

Vera Apfelthaler (1997: 243) datiert unter Bezugnahme auf historische Quellen die Verwendung des Begriffs *Drag* auf Ende des 19. Jahrhunderts insbesondere im Kontext einer homosexuellen Subkultur in England. Hier wurde unter Drag eine geschlechtliche Bühnenperformanz verstanden, die nicht mit dem bei Geburt zugewiesenen Geschlecht übereinstimmte. Zeitgleich beleuchtete das „französische Verb *se camper*, sich (breitbeinig, sic!) aufstellen, niederlassen, im übertragenen Sinn auch paradiere, herumstolzieren, darstellen“ (Hark 1998: 121, Herv. i. O.) und bezeichnete damit eine alltäglichere Darstellungspraxis schwul-lesbischer Subkultur. Diese gilt zugleich als Kunst- und als Lebensform, greift gängige Stereotypisierungen schwuler Männlich- und lesbischer Weiblichkeiten auf und überarbeiten diese. Derartige Praxen sind als vergemeinschaftendes Zeichen wirksam wie sie auch einen affektiven Bezugsraum eines nicht-heterosexuellen Begehrens eröffnen.

Im öffentlichen Diskurs erfährt Drag in den 1960er-Jahren große Aufmerksamkeit durch die Publikation Susan Sontags Aufsatz *Notes on Camp* (1964), in dem Camp als „hypertrophe Stilisierung und Inszenierung sämtlicher Alltagskontexte“ (Apfelthaler 1997: 244) definiert wird. Sontag sieht Camp als „rein ästhetisches Phänomen [und als] per definitionem unpolitisch“ (Sontag, zitiert nach Hark 1998: 122), was zu einer Popularisierung von Camp führte, gleichzeitig aber auch „eine Welle der Beschäftigung mit und der Aneignung von Camp aus[löste]“ (Hark 1998: 122). Hark warnt damit vor allem in aktuellen Debatten vor einer Entkontextualisierung und Enthistorisierung. Zugleich verortet sie das politische Potential von Drag in der Parodie von Geschlecht. In Anlehnung an Judith Butlers Ausführungen zu Performativität von Geschlecht (1997) konkretisiert sie, dass Drag als „sozialer Kommentar“ fungiere, der für Zuschauende verständlich ist, „[n]icht als Täuschung über 'wahre Absichten', sondern als Kommentierung von Machtverhältnissen: Parodie stellt das Ideal singulärer Originalität in Frage und forciert eine Überprüfung der Produktionsbedingungen von (sozialem) Text: Wer hat die Macht, was als 'Original' zu nominieren?“ (Hark 1998: 130f).

Es stellen sich so zweierlei Fragen in der Betrachtung gegenwärtiger Drag-Praxen und ihrer Transformationen. Zum einen inwiefern diese Praxen immer noch eine Funktion als 'sozialer Kommentar' erfüllen und inwiefern dies von einem Publikum gelesen werden kann, oder ob dieses nur eine Reproduktion geschlechtlicher Ordnungen zu erkennen vermag (Landweer 1994). Zum anderen inwiefern sich die politisch-soziale Bedeutung für die Performer*innen im Zeitverlauf verändert (hat). Es bleibt zunächst offen, ob es sich mit der gegenwärtig dominanten Übersetzung von Drag als „dressed as a girl, dressed as a guy“ (Schuster 2007: 24) nur um ein bloßes Spiel mit Geschlechterdarstellungen handelt oder ob Prozesse der Herausbildung anderer geschlechtlichen Selbstverhältnisse stattfinden (Schirmer 2010) bzw. die *Disidentification* als Selbstverhältnis entgegen und mit der hegemonialen Geschlechterordnung eine (notwendige) Überlebenspraxis für minorisierte Subjektpositionen darstellt (Muñoz 1999). Diese beiden Fragen nach der (Transformation der) sozialen Funktion und Interaktion mit dem Publikum sowie dem Selbstverhältnis der Performer*innen leiteten das Q-Tutorium an.

3. Das Q-Tutorium – Aufbau, Konzept, Struktur

Das Konzept des Q-Tutoriums folgte dem Versuch der Beantwortung dieser Fragen. In einer Verbindung von akademischer Lektüre und ethnografischer Feldforschung wurde dafür die Rekonstruktion sozialen Sinnes von Performance-Praxen angestrebt. Dabei hat die starke Orientierung am forschenden Lernen die Struktur der Lehrveranstaltung maßgeblich beeinflusst. So bildete der Komplex Forschung, das heißt Forschungsmethoden, Entwicklung eigener Forschungsdesigns, Erhebung und Auswertung von empirischem Material, den Schwerpunkt des Seminars. Darüber hinaus waren die Einführung durch und in Lektüre, die Diskussion diverser Video-Aufnahmen von Drag-Performances sowie ein Gastvortrag Inhalte des Q-Tutoriums.

Auf eine erste einführende Sitzung, die dem Kennenlernen, der Vorstellung des Seminarplans, der Klärung organisatorischer Fragen, der Positionierung der Q-Tutor*innen und der Vereinbarung gemeinsamer Arbeitsweisen diente, folgten drei theoretische Sitzungen, welche in unterschiedliche Perspektiven auf und Zugängen zu Drag einführten. So wurden unter anderem Texte von den Autor*innen Judith Butler (1997), José Esteban Muñoz (1999), Tabea Huth (2009), Sabine Hark (1998) und Jack Halberstam (1998) bearbeitet. Die Texte wurden in den jeweiligen Sitzungen methodisch aufbereitet und durch passende Videos veranschaulicht. Im Dialog aus theoretischer Diskussion und visuellem Material konnten erste Fragen an das Feld formuliert werden.

Im Anschluss fand der erste Forschungsblock statt. In einer doppelten Seminarsitzung widmeten wir uns zunächst allgemeinen Fragen um Forschung – das heißt: wer forscht und wer wird erforscht? – sowie dem Themenbereich spezifische Überlegungen: Welchen Einfluss haben queere Perspektiven auf Forschungsmethodik und -ethik (Rooke 2010: 25ff)? Ausgehend von diesen Diskussionen stellten wir die zwei Erhebungsmethoden *teilnehmende Beobachtung* und *leitfadengestützte Interviews* vor. Sie gehören zum Basis-Repertoire qualitativer Sozialforschung, weshalb vielfältige Methodenliteratur, die wir den Teilnehmenden zur Verfügung stellten, vorhanden ist. Darüber hinaus eignen sich beide Methoden für die Arbeit in Gruppen.

Mit dem derzeitigen großen Erfolg von Drag Shows in Berlin und regelmäßig stattfindenden Veranstaltungsreihen (beispielsweise *Polymorphia* oder *Trash Deluxe*) konnten wir als Seminarleitung davon ausgehen, dass es genügend Gelegenheiten gab, um im Rahmen des Q-Tutoriums eine *teilnehmende Beobachtung* durchzuführen. In der entsprechenden Seminarsitzung lernten die

Teilnehmenden deshalb allgemeine Charakteristika, die historischen Wurzeln der Methode, einen schematischen Ablauf und Tipps zur Verschriftlichung in der Forschung kennen. Bei Letzterem wurde insbesondere die Anfertigung von Beobachtungsprotokollen fokussiert, die darauf ausgerichtet waren sowohl eine ausgewählte Drag-Performance zu erfassen, als auch die Strukturierung des sozialen Raumes, eigene situative Gefühle, Gedanken und Interpretationen festzuhalten.

Ein dritter Teil dieses ersten Forschungsblocks handelte von sozialwissenschaftlichen *Interviews*. Hier ging es um verschiedene Interviewformen und darin insbesondere um die Spezifik des *teilnarrativen Leitfadeninterviews*, um Fragen zur Leitfadenerstellung (als besonders empfehlenswert haben sich dabei die Anleitungen aus Helfferich 2011 erwiesen) und Interviewführung (mit mehreren Personen), sowie um technische Fragen wie beispielsweise der Transkription. Die Durchführung von *Interviews* im Q-Tutorium sollte maßgeblich der Rekonstruktion des subjektiven Sinns der Performance-Akteur*innen dienen und somit eine andere Blickrichtung auf die Thematik unterstützen.

In den darauffolgenden Seminar-Sitzungen lag der Fokus auf der Findung von Kleingruppen, die gemeinsam Forschungsdesigns entwickelten, das heißt insbesondere Fragestellung(en), Methodenauswahl, weitere Zeitplanung und Literaturrecherche. Hierbei wurden die Kleingruppen je nach Bedarf von uns sowohl in organisatorischen Fragen (Kontakt zu Interviewpartner*innen, Übersicht der nächsten Drag-Veranstaltungen), als auch in projektspezifischen Überlegungen (Erstellung eines Leitfadens, weitere Literatur, Diskussion des inhaltlichen Vorhabens) unterstützt.

Unterbrochen wurden diese in Kleingruppen stattfindenden Arbeiten durch den Gastvortrag von Dr.ⁱⁿ Uta Schirmer, die, passend zum Stand der Arbeiten, von ihren Erfahrungen zur Forschung im Bereich Drag Kinging berichtete und auf feldspezifische Chancen, und Hindernisse hinwies. Dieser Austausch mitten im Forschungsprozess stellte eine Bereicherung für die Projekte dar und eröffnete durch die umfangreichen Erfahrungen Schirmers neue Perspektiven und Ergänzungen auf das Feld. Darüber hinaus fand in diesem Zeitraum das Zwischenfeedback statt, das ein Nachjustieren der Ausgestaltung des Seminars ermöglichte (weiterführend s. Kap. 4.3). Zwei weitere Sitzungen waren als 'offene Sitzungen' gestaltet, so dass die Teilnehmenden sich im Rahmen der Seminarräumlichkeiten treffen und (begleitet durch uns als Seminarleitung) mit ihren Projekten fortfahren konnten.

Nachdem die meisten Kleingruppen bereits Datenmaterial gesammelt hatten, fand ein zweiter Forschungsblock statt, der der Reflexion erster Felderfahrungen und der Einführung in Auswertungsmethoden diente. Hierbei wurden insbesondere Arbeitstechniken der *Grounded Theory* (Kodiervorgang und -paradigma) vorgestellt (Strauss 1994: 90ff). Neben allgemeinen Tipps legten wir die ausgeführten Analyseperspektiven der sozialen Funktion und der Selbstverhältnisse dar und ergänzten diese um die Frage nach expliziten subjektiven Theorien über Drag, die im Rahmen von Wissenszirkulation von den Performer*innen angeeignet und verändert werden. Nach einer erneuten Kleingruppenphase wurde schließlich gegen Ende des Semesters eine interne Abschlusspräsentation veranstaltet, in der alle fünf Kleingruppen ihren aktuellen Stand der Ergebnisse präsentierten und in der eben jene unterschiedlichen Perspektiven zusammengeführt wurden. Genanntes Format entspricht nicht dem zum Beginn des Semesters geplanten öffentlichen Kaffeehaus mit einer gemeinsamen Diskussion von Seminarteilnehmenden, Interviewten und Interessierten. Diese Veränderung der Seminarplanung wurde zusammen mit den Teilnehmenden vorgenommen, um dem Stand der einzelnen Forschungsarbeiten und den Kapazitäten aller Beteiligten gerecht zu werden. Das Seminar schloss mit einem Gesamtfeedback.

4. Reflexionen - Erfahrungen von und für Q-Tutor*innen

Nachfolgend gehen wir näher auf Aspekte der Durchführung, das heißt konkret auf Fragen der pädagogisch-didaktischen Umsetzung ein und reflektieren diese.

4.1 Methodisch-didaktische Aufbereitung und die Rolle der Seminarleitung

Aufgrund unserer Erfahrungen in der Bildungsarbeit war das Q-Tutorium insgesamt von vielen unterschiedlichen Methoden geprägt. Dabei haben wir uns um eine Orientierung an verschiedenen Lerntypen – kognitiv, visuell, auditiv und haptisch (Vester 1978) – bemüht und das Q-Tutorium durch eine vielseitige Methodik gestaltet. Neben der eher klassischen Arbeit mit (theoretischem) Textmaterial waren die Sitzungen begleitet von Bild- und Videomaterial: ob dies beispielsweise Fotos waren, die uns Tabea Huth von ihrer Forschung zur Drag-Gruppe *Latin Rhythm Creations* zur Verfügung stellte, Video-Aufnahmen von (Berliner) Drag-Shows oder letztlich auch diverse Schaubilder, die wir zu abstrakteren Konzepten wie Butlers *heterosexueller Matrix* entwickelten.

Neben den in der Universität bekannten Input-Vorträgen und Gruppendiskussionen haben wir viel in Kleingruppen sowie in Einzelarbeit gearbeitet, um Studierenden, die ungern vor großen Gruppen sprechen, mitunter noch am Beginn ihres Studiums stehen und/oder sich eher unsicher durch akademische Räume bewegen, eine andere Form aktiver Teilnahme am Seminar zu ermöglichen. Ein gutes Beispiel hierfür ist die *Stille Diskussion*, in der Teilnehmende inspiriert durch Impulse (Fragen, Bildmaterial, provokante Thesen etc.) schriftlich auf Plakaten miteinander diskutieren. Der Akt der Verschriftlichung erfordert (meistens) mehr innere Reflexion als das bloße sprachliche Äußern von gerade entstandenen oder noch entstehenden Gedanken. Abgesehen davon, dass durch diese Methode auch mündlich weniger aktive Teilnehmer*innen angesprochen und einbezogen werden, erzielt also eine solche *Stille Diskussion* in der Regel überlegtere Ergebnisse.

Eng verbunden mit der methodisch-didaktischen Ausgestaltung einer Lehrveranstaltung ist das eigene Selbstbild beziehungsweise die angestrebte Ausgestaltung der Rolle als Kursleiter*innen. Wir haben uns dabei als *Seminarverantwortliche* verstanden, die dafür zuständig sind sowohl den Seminarablauf, als auch die Gruppe im Blick zu haben, Anleitungen zu geben und Inhalte aufzubereiten. Dennoch war es uns ein Anliegen möglichst viel Gestaltbarkeit den Teilnehmenden, ihren Interessen, Erfahrungen und Bedürfnissen einzuräumen. Auch haben wir uns durchgängig ebenfalls als Lernende und als fehlbare Personen verstanden. All dies hängt zusammen mit einem Wunsch die hierarchische Ordnung von 'Dozent*in – Student*in' aufzubrechen ohne die bestehenden Unterschiede (beispielsweise Vorwissen und thematische Auseinandersetzung) und Hierarchien (beispielsweise einseitige finanzielle Vergütung) zu ignorieren.

Neben der Transparenz hinsichtlich unseres eigenen Verständnisses als Seminarverantwortliche haben wir deshalb versucht Entscheidungen in Abstimmung mit den Kursteilnehmenden zu fällen: So waren 'Blitzlichtrunden' (das heißt *jede* Person gibt eine kurze Einschätzung ab) und (Konsens-)Abstimmungen Bestandteile der Lehrveranstaltung. Des Weiteren haben wir versucht eine aktive und wertschätzende Feedback-Kultur zu etablieren. Dementsprechend gab es über die fest eingeplanten Feedback-Möglichkeiten hinaus jeweils vor oder nach der Sitzung die Möglichkeit, auf uns zuzukommen, wie auch per Mail mit uns in Kontakt zu treten oder auch anonym über die FeedbackEinstellung der Plattform *Moodle* uns Rückmeldung und Kritik mitzuteilen.

4.2 Kontext Universität

Für die Ausgestaltung des Q-Tutoriums ist insbesondere auch der Kontext der Akademie bedeutsam. Ilona Pache bringt dazu in Anlehnung an Hark und Foucault sehr deutlich auf den Punkt: „Zwei Aspekte erscheinen von zentraler Bedeutung für den Ort Universität. Das ist der Anspruch auf einen epistemischen Sonderstatus und seine Absicherung durch Machtpraktiken“ (Pache 2016: 33). Die Institution Universität ist von Machtverhältnissen durchzogen und auch wenn gerade die Gender Studies, in denen unser Q-Tutorium institutionell wie inhaltlich angesiedelt war, versuchen sich als kritische Wissenschaft(en) zu etablieren, sind und bleiben sie dennoch Teil dieser Institution. Wie können dann aber innerhalb solch einer Rahmung *Lernräume* geschaffen werden? Wie ist hier eine partizipative und machtsensible Pädagogik möglich?¹ Der akademische Wissensapparat ist zusätzlich ein starrer und zeitlich unflexibler Ort. In der Konsequenz bedeutet dies, dass eine permanente Zeitknappheit die universitäre Lehre prägt. Eine Sitzung ist genau auf anderthalb Stunden getaktet. Wie kann eine ausführliche Auseinandersetzung in solch engen Zeitfenstern möglich sein? Wie können Menschen sich aufeinander einlassen, Fragen stellen und Fragen zulassen, sich wertschätzend streiten und Konflikte aushandeln, wenn die Zeit allen Beteiligten im Nacken sitzt?

Die Universität ist zudem ein sehr anonymer Ort. Dies liegt neben der Größe auch an der modularisierten Form vieler Studiengänge. Insbesondere in den Gender Studies trägt außerdem die fachliche Transdisziplinarität dazu bei: Studierende aus verschiedensten Studiengängen besuchen die Lehrveranstaltungen. Dies führt erstens zur Notwendigkeit der Wiederholung von basalen Inhalten – so konnte im Q-Tutorium, das von Studierenden der Sozial- und Kulturwissenschaften, der Naturwissenschaften sowie künstlerisch-gestalterischer Fächer besucht wurde, nicht auf vorhandene sozialwissenschaftliche Methodenkenntnis aufgebaut werden. Zweitens bedingt diese Transdisziplinarität auch eine Anonymisierung unter den Studierenden. Daraus resultierte für unser Q-Tutorium eine Unverbindlichkeit und eine nur sporadische, unbeständige Teilnahme (von 30 angemeldeten Teilnehmenden haben nur 15 Personen einen Forschungsbericht eingereicht). Dies gilt für die Gender Studies allgemein, für das Format der Q-Tutorien (studentisch organisiert, unbenotet) aber im Besonderen. Eine Kontinuität ist schwer zu gewährleisten, wenn sich die Lerngruppe von Woche zu Woche in großen Teilen anders zusammensetzt.

Diesen Schwierigkeiten sind wir unterschiedlich begegnet. Ausschlaggebend für einen kritischen Umgang mit Machtverhältnissen ist neben der eigenen Positionierung, die eigene Haltung und Auseinandersetzung mit Herrschaftsverhältnissen. Eine Selbstreflexion und daraus abgeleitetes Handeln sind zentrale Schritte. So haben wir im Verlauf des Q-Tutoriums versucht eben diese Haltung einzunehmen und gleichzeitig die bestehenden Hierarchien transparent zu machen. Auch die Frage danach, wer Zugang zum Seminar hat und wer nicht, wurde von unserer Seite thematisiert. Neben der eigenen politischen Haltung ist die Seminarstruktur von Bedeutung: In der Vorbereitung vor Semesterbeginn haben wir uns mit konzeptionellen Überlegungen, wie beispielsweise Urmila Goels Ausführungen zu Fehlerfreundlichkeit (Goel 2016: 42ff), auseinandergesetzt und versucht diese im Semesterverlauf umzusetzen. Wie oben erwähnt haben wir durch die Einführung zahlreicher Abstimmungs- und Feedbackmöglichkeiten versucht die Partizipation der Teilnehmenden zu steigern.

¹ Weiterführende Ideen zu diesem Thema lassen sich aber im Artikel *Die (Un-)Möglichkeit diskriminierungskritischer Lehre* finden, der in Kooperation der beiden Seminarverantwortlichen mit zwei Teilnehmenden entstanden (Brodersen, Hümmler, Troll, Mamerow 2016).

Der dauerhaften Zeitknappheit ist mit einer guten und transparenten Struktur entgegenzuwirken. Eine ausführliche Planung, die in der jeweiligen Sitzung verfolgt wird, ist unabdingbar. Wenn die Seminarleitung auf mehrere Personen verteilt ist, kann eine Aufgabenverteilung von Vorteil sein, nach der sich eine Person auf die Inhalte konzentriert, während die andere eher den zeitlichen Überblick behält. Gleichzeitig ist der Unbeständigkeit des Kurses nur mit Flexibilität zu begegnen und geplantes – in gemeinsamer Absprache – der konkreten Situation anzupassen. Dies sind einige Anregungen und praktische Möglichkeiten, die allerdings oben aufgemachte Hindernisse nicht (gänzlich) aus dem Weg räumen können. Ambivalenzen und Paradoxien bleiben bestehen.

4.3 Evaluation der Studierenden

So viele Studierende am Q-Tutorium teilnahmen, so unterschiedlich war auch das Feedback, das uns gegenüber geäußert wurde. Zunächst gab es während des Zwischenfeedbacks organisatorisch-praktische Anregungen. Einige Studierende nicht-sozialwissenschaftlicher Studiengänge merkten an, dass ihnen Einführungstexte zum Komplex Rassismus, (Post)Kolonialismus und *Weißsein* fehlten. Des Weiteren wurde mehrfach der Wunsch nach mehr Videomaterial und einem gemeinsamen Filmabend geäußert, da die Zeit in den Sitzungen sehr knapp war. Beiden Rückmeldungen sind wir als Seminarleitung entgegenkommen.

Ein weiterer Kritikpunkt wurde mehrfach bezüglich der Atmosphäre im Seminar geäußert. Viele Studierende empfanden den Raum als unangenehm und trauten sich nicht Fragen zu stellen. Einige erklärten dies zum einen durch die Unbeständigkeit des Kurses, die nicht zu einer Gruppenfindung beigetragen hätte, zum anderen durch die Auseinandersetzung mit Machtverhältnissen, in denen auch immer die eigene Involution eine Rolle spielt. Wir teilten diese Einschätzung und auch ihre Erklärungsansätze. Eine Bearbeitung dieses Umstands war jedoch aus verschiedenen Gründen nur schwer möglich. *Erstens* sind für die Atmosphäre in einem Raum alle Anwesenden verantwortlich, sodass wir als Seminarleitung lediglich Impulse geben konnten. *Zweitens* ist die Auseinandersetzung mit Machtverhältnissen, Diskriminierungen und Privilegierungen weder einfach, noch angenehm – ein Unwohlsein ist vorprogrammiert und in Teilen notwendig. Diese Wahrnehmung aber produktiv zu wenden, fällt verständlicherweise oftmals schwer. *Drittens* versuchten wir dem eher fehlerfeindlichen Umgang im Q-Tutorium entgegenzusteuern, indem wir selbst Fehler eingestanden, uns für diese entschuldigten und eigene Unsicherheiten kenntlich machten. Diese Haltung wurde von manchen Teilnehmenden wiederum als zu geringe Führungsstärke empfunden.

Damit zeigt sich exemplarisch die Paradoxien der Seminarleitung. Diese setzte sich in weiteren Aspekten des Seminarfeedbacks fort: Das Spektrum der Äußerungen zu uns als Seminarleitung reichten von großem Lob dafür, dass wir eigene Fehler sichtbar machen, über den dringlichen Wunsch nach mehr Autorität und nach mehr Direktiven, bis hin zur identitätspolitischen Kritik, dass wir als *weiße* Cis-Menschen keine Lehrveranstaltung zu diesem Thema machen dürfen, dass wir uns Schwarze trans*Kultur aneignen würden. Diese unterschiedlichen Wahrnehmungen auszuhalten ist ein hoher aber aus unserer Erfahrung lohnenswerter Anspruch. Er ermöglicht eine intensive gemeinsame Arbeit und eine gegenseitige Achtung des Gegenübers.

4.4 Persönlicher Ausblick

Die genannten Ausführungen zeigen, wie intensiv und reichhaltig gleichzeitig aber auch anstrengend und kräftezehrend die Vorbereitung, Durchführung und Nachbereitung des Q-Tutoriums für uns als

Seminarleitung gewesen ist. Wir schätzen es zwar als eine sehr bereichernde Erfahrung der intensiven Auseinandersetzung mit uns selbst, mit dem thematischen Gegenstand, mit den universitären Strukturen und schließlich mit den Teilnehmenden. Ohne die verlässliche, solidarische und reflexive Teamarbeit, wäre diese aber nicht möglich gewesen. Wir sind uns somit sowohl im Team und im besonderen Maße als Einzelpersonen unsicher, ob wir eine Lehrveranstaltung dieser Art und thematischen Komplexität in der Universität nochmals anbieten würden.

5. Forschungsergebnisse - Gegenwärtige Debatten um Drag in Berlin

Im Folgenden stellen wir abschließend die Forschungsergebnisse der einzelnen Kleingruppen dar. Wir verbinden diese mit ihren jeweiligen Bezugnahmen auf die Inhalte des Q-Tutoriums (Kap. 3) und mit unseren Reflexionen über Ablauf und Durchführung (Kap. 4).

5.1 Drag und Humor

Die Relevanz von Humor, Lachen, ja Spaß ist zentral für Drag-Praxen und so verwundert es kaum, dass auch in zwei der fünf Forschungsprojekte das parodierende Moment von Drag besonders betont wurde. Eine Kleingruppe, die in ihrer Forschung der Frage nach dem feministischen Potenzial von Drag nachging, führte eine teilnehmende Beobachtung bei einer kommerziellen (hier im Gegensatz zu subkulturellen) Drag-Show durch und interviewte anschließend eine*n Drag-Performer*in mit besonderem Fokus auf die im Feld angestellten Beobachtungen. Hier fiel auf, wie sowohl im Hinblick auf die vorgenommene Untersuchung, als auch im Gespräch mit dem*r Künstler*in die Frage nach dem 'eigentlichen', dem vermeintlich 'wahren' Geschlecht von zentraler Bedeutung war. Von einer Parodie, wie sie Hark beschreibt (Kap.2), kann also in beiden Untersuchungen nicht die Rede sein, handelt es sich doch in der Rezeption vieler Zuschauer*innen lediglich um ein 'so-tun-als-ob', um eine Täuschung und nicht um die Infragestellung des vermeintlichen Originals (Hark 1998: 130).

Auf der Suche nach 'Re_Produktionen hegemonialer Diskurse' versuchten Teilnehmende einer anderen Gruppe unter Bezugnahme ergänzender Literatur verschiedene Formen des Lachens während einer Drag-Show sowohl bei den Akteur*innen als auch beim Publikum ausfindig zu machen. Entgegen aller Vorannahmen konnten die Studierenden bei ihrer teilnehmenden Beobachtung kein hierarchisches, sondern durchweg befreiendes, gar solidarisches Lachen beobachten. Die Gruppe wertete dies als Erfolg der angestrebten Parodie, dass Publikum und Künstler*innen ähnliche Zeichensysteme verwendeten und somit eine humorvolle Umarbeitung von Geschlecht möglich wurde. Inwiefern dieses Lachen auch im von Hark dargestellten Sinne als Parodie zu lesen ist, bleibt jedoch offen und bedarf weiterer Analysen. Festzuhalten ist, wie bedeutsam die Fragen um Parodie, Humor und Lachen weiterhin für eine Auseinandersetzung mit Drag-Praxen sind.

5.2 Drag und Machtverhältnisse

Auffallend war das starke Interesse aller Kursteilnehmenden sich mit der Beziehung von Drag zu Machtverhältnissen zu beschäftigen. Mithilfe eines narrativen Interviews widmete sich etwa eine Gruppe der Frage, inwiefern Drag Transmisogynie, also die Verachtung, den Ausschluss und Gewalt gegenüber trans*Frauen, und Rassismus reproduziere. Auch wenn sich diese Frage nicht pauschal beantworten lässt, zeigen auch die im Interview geäußerten Erlebnisse, welche Gefahren mit einer Popularisierung und Kommerzialisierung einer subkulturellen Praxis, die auch von trans*Menschen

und/oder Schwarzen Menschen und People of Color als Empowerment wahrgenommen wurde/wird (siehe Muñoz 1999), einhergehen.

Eine vierte Kleingruppe fokussierte das Verhältnis von Drag und (Dis)Ability. Welche ermächtigenden Momente sind durch Performance-Praxen wie Drag möglich? Welche Ausschlüsse produzieren aber gleichzeitig Räume, die stark auf Sinne wie Hören und Sehen ausgerichtet sind und allein architektonisch keine Barrierearmut aufweisen? Wie verhält sich Drag zu einer gesellschaftlich dominanten und von Aktivist*innen häufig kritisierten Entsexualisierung disabled Menschen? Anhand dieser kurzen Darstellung der verschiedenen Forschungsschwerpunkte wird deutlich, wie breit Fragen um Machthierarchien und Aneignungen im Q-Tutorium diskutiert wurden und wie hilfreich gerade in diesem Kontext intersektionale Überlegungen und Forschungen waren.

5.3 Drag und Kommerz

Eine dritte Verbindung, die auch in genannten Forschungsprojekten unterschwellig anklang, jedoch nicht in ihrer Ausführlichkeit bearbeitet wurde, ist die Kommerzialisierung von Drag, die eng mit dem Einzug in einen hegemonialen Diskurs steht. Die Gefahr, die mit einer Vermarktung und Einhegung in dominante Praxen einhergeht, hängt eng mit benannten Machtverhältnissen zusammen, die sich zwar auch in subkulturellen Praxen finden lassen, aber deutlich stärker in der Dominanzkultur sichtbar werden. All dies vollzieht sich in einem neoliberalen Gesellschaftssystem, in dem Lebensweisen, Körper und politische Praxen kapitalistischen Verwertungslogiken unterworfen sind – auch Drag wird zunehmend kommerzialisiert (Woltersdorff 2012). So lenkte eine fünfte Forschungsgruppe ihre Fragen auf die (glamourösen) Kleidungspraxen, die zum Beiwerk einer Drag-Performance gehören. Wie sieht hier das Zusammenspiel von Kleidung und Politik aus? Welchen Einfluss haben dominante Körper- und Schönheitsnormen auf die Akteur*innen?

Diese wie auch viele weitere Fragen blieben innerhalb des Q-Tutoriums unbeantwortet. Dennoch, so die Rückmeldung der Teilnehmenden, haben jene einiges an (Forschungs-)Erfahrung im Q-Tutorium sammeln können. Uns als Seminarleitung bestärkte dies in der Haltung, das Seminar den Wünschen und Kapazitäten der jeweiligen Studierenden angemessen zu gestalten. Diese Erfahrung möchten wir abschließend allen nachfolgenden Q-Tutor*innen mitgeben.

6. Literatur

- Apfelthaler, Vera (1997): Drag, Performance und das performative Körpergedächtnis. Zur Frage eines Gedächtnis des Körpers in Diane Torrs Performance ‚Drag Kings and Subjects‘. In: Claudia Öhlschläger, Birgit Wiens (Hg.): *Körper – Gedächtnis – Schrift. Der Körper als Medium kultureller Erinnerungen*. Berlin, Erich Schmidt, S. 237-253.
- Brodersen, Folke/ Hümmler, Lilian/ Mamerow, Lola/ Troll, Rose (2016): Die (Un-)Möglichkeit diskriminierungskritischer Lehre – eine Reflexion. In: ZtG-Bulletin. Heft 53, S. 19-23.
- Butler, Judith (1997): *Körper von Gewicht*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goel, Urmila (2016): Die (Un-)Möglichkeiten der Vermeidung von Diskriminierungen. In: AG Lehre (Hg.): *Diskriminierungskritische Lehre. Denkanstöße aus den Gender Studies*. Berlin: ZtG, S. 39-47.
- Halberstam, Jack (ehem. Judith) (1998): *Female Masculinity*. Durham/ London: Duke University Press.
- Hark, Sabine (1998): Parodistischer Ernst und politisches Spiel. Zur Politik in der Geschlechter Parodie. In: Antje Hornscheidt, Gabriele Jähnert, Annette Schlichter (Hg.): *Kritische Differenzen - Geteilte Perspektiven: Zum Verhältnis von Feminismus und Postmoderne*. Opladen/ Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 115-139.

- Helfferrich, Cornelia (2011): *Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Huth, Tabea (2009): Latin Rhythm Creations. Identifikationsprozesse von Drag Kings im Spannungsfeld von 'Rasse', Nationalität, Geschlecht und Sexualität. In: Dunja Brill, Gabriele Jähnert (Hg.): *Diskurs_Feld Queer. Interdependenzen, Normierungen und (sub)kultur. Bulletin Texte, Vol. 36*. Berlin: ZtG, S. 43-64.
- Landweer, Hilge (1994): Jenseits des Geschlechts? Zum Phänomen der theoretischen und politischen Fehleinschätzung von Travestie und Transsexualität. In: Frankfurter Institut für Sozialforschung (Hg.): *Geschlechterverhältnisse und Politik*, Frankfurt: Suhrkamp Verlag, S. 139-167.
- Muñoz, Esteban José (1999): *Disidentifications – Queers of Color and the Performances of Politics*. Minneapolis/ London: University of Minnesota Press.
- Pache, Ilona (2016): Institutionelle Logiken und dissidente Teilhabe. In: AG Lehre (Hg.): *Diskriminierungskritische Lehre. Denkanstöße aus den Gender Studies*. Berlin: ZtG, S. 33-38.
- Rooke, Alison (2010): Queer in the Field: On Emotions, Temporality and Performativity in Ethnography. In: Kathy Browne, Catherine Nash (Hg.): *Queer Methods and Methodologies. Intersecting Queer Theories and Social Science Research*. Farnham/ Burlington: Ashgate, S. 25-39.
- Schirmer, Uta (2010): *Geschlecht anders gestalten. Drag Kinging, geschlechtliche Selbstverhältnisse und Wirklichkeiten*. Bielefeld: transcript.
- Schuster, NJan (2007): Drag Subversion. In: Pia Thilmann, Tania Witte, Ben Rewald (Hg.): *Drag Kings – Mit Bartkleber gegen das Patriarchat*. Berlin: Querverlag, S. 24-29.
- Sontag, Susan (1964): *Notes on Camp*. New York: Partisan Review. <http://faculty.georgetown.edu/irvinem/theory/Sontag-NotesOnCamp-1964.html>. (letzter Zugriff: 19.09.2016).
- Strauss, Anselm L. (1994): *Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung*. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Vester, Frederic (1978): *Denken, Lernen, Vergessen. Was geht in unserem Kopf vor, wie lernt das Gehirn, und wann lässt es uns im Stich?* München: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Woltersdorff, Volker (2012): ‚All those beautiful boyz... and criminal queers.‘ Vom Erbe der Terrortunten. In: Andreas Pretzel, Volker Weiß (Hg.): *Rosa Radikale. Die Schwulenbewegung der 1970er Jahre*. Hamburg: Männerschwarm, S. 215-238.

Lukas Elstermann

Superman Lives!

Eine amerikanische Geschichte des 20. Jahrhunderts in kleinen Bildern

Q-Tutorium im Sommersemester 2016

Humboldt-Universität zu Berlin

Kultur-, Sozial- und Bildungswissenschaftliche Fakultät

Institut für Kunst- und Bildgeschichte

1. Hintergründe des Tutoriums, das Finden der Fragestellung und Erstellen eines vorläufigen Seminarplans

Meine Beschäftigung mit dem Thema „Superman“ begann bereits im Kindesalter und da ich offensichtlich ein Problem damit habe, mich selbst als Erwachsenen zu akzeptieren, ist mein Interesse für die Figur nie wirklich abgebrochen. Die Q-Tutorien lieferten nun eine willkommene Gelegenheit, meine Liebe zu Helden in merkwürdigen Kostümen mit etwas weitaus weniger Lächerlichem zu verbinden: Forschung. Meine Fragestellung war dabei folgende: Was kann uns der älteste aller Superhelden über die Mentalität des Landes verraten, in das er hineingeboren wurde? Das Ganze sollte chronologisch aufgezeigt werden, beginnend mit seinen Erfindern, zwei Teenagern, die viel von ihren osteuropäisch-jüdischen Wurzeln in ihre Kreation haben einfließen lassen, bis hin zu Supermans Propagandarolle während des zweiten Weltkrieges.

Für das Erstellen eines Seminarplans habe ich zunächst eine ausführliche Recherche von Primärliteratur (oder weniger präventiv ausgedrückt: Comicbücher) durchgeführt, um Superman-Geschichten auszuwählen, die meiner Meinung nach am besten einen Schnitt durch seine bald 80-jährige Geschichte darstellen würden. Am Ende habe ich mich auf einen Katalog an Comics geeinigt. Jeder dieser Comics sollte als kunsthistorische Quelle dienen und den Untersuchungsgegenstand einer Stunde bilden. Teilweise waren es bekannte Meilensteine des Mediums, teilweise längst vergessene Zeitungsstrips aus den eher bizarren Phasen der Superman-Publikationsgeschichte. Die ausgewählten Comics ließen sich gut zu fünf Blöcken zusammenfassen. Die 30er Jahre, der Zweite Weltkrieg, der Kalte Krieg, moderne Rezeption, ein abschließender Ausblick.

Die Forschungsphase sollte nun darin bestehen, dass sich Gruppen bilden, sich für einen Block entscheiden und dann zu diesem Thema eine Forschungsfrage entwickeln sollten. Mir war schon zu Beginn meiner Bewerbung bewusst, dass ich jede Woche im Raum anwesend sein möchte und somit keine freie Forschungsphase einplanen würde, in der sich jeder zuhause mit dem Thema beschäftigen kann. Die Hauptdiskussion sollte im Raum stattfinden. Eine Diskussion mit den Anwesenden anzuregen war mir das Hauptanliegen und nicht die Präsentation von Einzelergebnissen, die getrennt vom Rest der Gruppe erworben wurden. Während der Workshops des bologna.lab und dem Austausch mit den früheren Q-Tutor*innen ist dann schnell klar geworden, dass es sich nicht lohnen würde, bei der voraussichtlichen Teilnehmerzahl noch Gruppen bilden zu lassen. Ich habe mich dazu entschieden, vorerst keine Einteilung in Stein zu meißeln, sondern die Themenverteilung in der ersten Stunde gemeinsam mit den Studierenden zu klären. Der Seminarplan hat sich in der Vorbereitungsphase noch einige Male geändert. Ganz nach „Kill your Darlings“, wurde einiges gestrichen, um mehr Platz zu schaffen für das gemeinsame Gestalten des Semesters mit den Studierenden. Zwar fielen dabei einige schöne Themen ab, aber auch dadurch habe ich gelernt, dass ich vor meinen Studierenden nicht als „Fan“ sitzen kann und meine persönliche Leidenschaft für das Thema eher auf Distanz bleiben muss. Einer der größten Zweifel, die ich vor Beginn des Semesters hatte, war definitiv die Frage, auf wie viel Resonanz das Thema am Institut stoßen würde und wie die Studierenden meine Rolle begreifen würden. Es war mir von Anfang an klar, dass ich eine lockere, angenehme Atmosphäre im Raum schaffen möchte. Gleichzeitig wollte ich genug Distanz zu den Teilnehmer*innen behalten, um permanent als Leiter des Kurses angesehen zu werden und ich nicht in einer Kumpel-Rolle untergehe. Gerade bei einem popkulturellen Thema verläuft sich eine Diskussion oft ins „Plaudern“, daher habe ich meine Rolle vor allem als die eines Moderator verstanden, der bei Abschweifungen immer wieder die Leitfrage des Tutoriums in den Vordergrund rücken sollte. Ob ich dieser Rolle gerecht werden würde, war mir zunächst nicht klar und diese

Unsicherheit hat sicher auch für die meiste Nervosität gesorgt.

2. Vorbereitungen auf das Tutorium

Zu Beginn meiner Bewerbung bin ich stark davon ausgegangen, dass ich mit einem festen roten Faden in meine erste Sitzung gehen würde. Nach den Workshops jedoch wurde dieser rote Faden größtenteils fallen gelassen, da ich, wie oben bereits erwähnt, mehr Raum für das Finden eines Interessenschwerpunktes lassen und mehr Flexibilität bei der Themenvergabe haben wollte. Daher waren die meisten vorbereitenden Handlungen organisatorischer Art. Wie das Bestellen eines Raumes, die Vertrautmachung mit der Technik, die Klärung der Studienpunkte. Das Einrichten eines moodle-Kurses war für mich zudem eine Notwendigkeit. Jede Primärquelle wurde auf moodle mit einem passenden Sekundärtext gepaart, der sich entweder direkt auf den Comic bezog oder historisch-notwendigen Hintergrund lieferte, vor dem der Hauptgegenstand untersucht werden sollte.

3. Beginn des Tutoriums

Zu Beginn meiner ersten Stunde habe ich eine Vorstellungsrunde veranstaltet. Ich weiß auch, dass diese Runden inzwischen berüchtigt sind und sicher nicht die originellste aller Arten, einen Kurs zu starten. Aber manchmal funktioniert auch das Konservative. Es erschien mir keine wirkliche Alternative zu geben, um die Namen und Interessen meiner Studierenden zu erfahren. Um dann doch nicht in das trockene Herunterbeten der Namen und Studiengänge zu verfallen, sollten die Teilnehmer*innen des Kurses ihre bisherige Beziehung zu der Superman-Figur nennen. Ob sie ihn nur aus den Kinofilmen kennen, nur als Werbefigur, als T-Shirt-Aufdruck oder anderes. So konnten wir gut in das Thema starten. Auch sollte jeder seinen Lieblingssuperhelden nennen, falls so etwas existierte. Es war bereits hier spannend zu sehen, wie distanziert viele heute von der eigentlichen Figur Superman waren. Selbst diejenigen, die ein großes Interesse für Helden und Comics hatten.

Ich habe früh versucht klar zu machen, dass ich kein Vorwissen über Comics oder Superman verlange. Es sollte keine Runde an Comic-Nerds entstehen. Teilnehmer*innen, die nie einen Comic in der Hand hatten, sollten ebenso angesprochen werden. In den Diskussionen sollte es nie um Comics an sich gehen und nicht einmal um Superman, sondern immer über eine übergeordnete, kunsthistorische Fragestellung, Superman sollte hierbei nur die Quelle liefern.

Am Anfang waren wir ungefähr acht Personen. Die meisten davon Kunsthistoriker_innen und Sozialwissenschaftler_innen. Nach den Fachsemestern habe ich bewusst nicht gefragt, da mir Semesteranzahlen egal waren. In erster Linie ist das Fachsemester nur eine Zahl, die wenig über den Erfahrungsschatz aussagt und ich hatte nicht vor, irgendwelche Unterschiede zwischen meinen Studierenden zu machen. Vielleicht ist es für den ein oder anderen sinnvoll, nach dem Fachsemester zu fragen, ich habe die Erfahrung gemacht, dass es den meisten eher unangenehm ist.

Nach einer kurzen Vorstellung meiner Person, habe ich den Semesterplan vorgestellt. Erst einmal ohne Vergabe von Themen. Auf die Frage, ob es Änderungs- oder Ergänzungsvorschläge gibt, meldete sich niemand. Im Laufe des Semesters haben wir jedoch einiges an Material zusammengetragen, das nicht im Plan aufgeführt war.

Dann ging es an die Vergabe der Themen. Alle Teilnehmer_innen haben sich sehr schnell für einen Untersuchungsgegenstand beworben. Es wurde schnell klar, dass die Unterteilung in Gruppen bei acht Personen eher sinnlos gewesen wäre, da so nur ungefähr drei Themen hätten behandelt werden

können. Trotzdem arbeiteten viele zusammen. „Offiziell“ hatte jeder sein eigenes Thema, aber die Präsentation der Forschungsergebnisse verlief sich immer schnell in eine offene Diskussion, was erfreulich war, da so keine Referatsstimmung entstanden ist.

1. Beginn der Forschungsphase, Probleme und Herausforderungen

Das Ende der Eröffnungssitzung hat den Beginn der Forschungsphase eingeläutet. Jede_r hatte nun sein/ ihr Thema. Jede_r hatte Zeit, sich mit seinem Untersuchungsgegenstand zu beschäftigen und eine geeignete Forschungsfrage zu finden. Am wünschenswertesten wäre es hierbei gewesen, wenn die Primärquelle mit der Sekundärquelle verbunden werden würde, da sich meiner Meinung nach nur so ein historischer und kultureller Kontext schaffen ließe. Aber das war den Studierenden überlassen, diesen Kontext müsste man ansonsten in der Diskussion schaffen können.

In den ersten inhaltlichen Sitzungen bestand mein Hauptproblem in dem Anregen einer eigenständigen Diskussion. Ich hatte den Eindruck, dass die Studierenden immer dann am aufmerksamsten waren, wenn ich referiert habe (beispielsweise Hintergründe geliefert habe, über Biographien, etc.). Es bestand oft die Gefahr bequem zu werden, in ein klassisches Seminarmuster zu verfallen und beinahe anekdotenhaft zu erzählen. Die Beteiligung ist dabei nicht abgebrochen, auf Fragen wurde immer sofort geantwortet. Man musste also nur über die Formulierung der Fragen noch einmal gesondert nachdenken. Keine Ja-oder-Nein-Fragen, keine Fragen nach Zahlen oder Namen. Es mussten Fragen formuliert werden, die nicht auf das Hintergrundwissen dieses oder jenes Comics abzielten, sondern auf die kulturhistorischen Elemente, die wir daraus entnehmen können. Es war mir egal, ob irgendjemand den Namen von Supermans Haustier kannte (Es ist übrigens Krypto der Superhund, nur der Vollständigkeit halber), viel interessanter war es, die Zeit zu betrachten, in der dieser Comic entstand. Wie wurden Comics damals überhaupt publiziert und konsumiert? Wer war die Leserschaft? Selbst der augenscheinlich unpolitischste Comicstrip wird zur historischen Quelle, weil er etwas über die Mentalität der Menschen damals aussagen kann. Alltag in Kriegszeiten, Ablenkung, Unterhaltung, Propaganda, die auf die Jüngsten abzielt. Momente, in denen das politische Weltgeschehen aus den Comics herausgehalten wird, sind ebenso aussagekräftig wie jene Momente, in denen Superman Hitler aus seinem Bunker zieht. Das war das Entscheidende und sobald ich diesen Punkt deutlicher in meinen Fragestellungen hervorgehoben hatte, liefen auch die Diskussionen.

Es ist an dieser Stelle noch einmal hervorzuheben, dass kein_ Studierende_r die kulturhistorische Relevanz eines „10-cents-comicbooks“ in Frage gestellt hat. Ich musste nicht (wie anfangs von mir geglaubt) einige Skeptiker überzeugen. Kritik an einzelnen Beispielen, das Diskutieren über die tatsächliche Qualität, das alles war berechtigt und auch berücksichtigt. Obwohl nicht jeder Comic auf dieselbe Resonanz gestoßen ist, wurde nie an der kunsthistorischen Bedeutung des Mediums an sich gezweifelt. Ohne diese Grundlage hätte der Kurs nicht funktioniert und ich bin froh, dass nicht jede Stunde mit einer Diskussion nach dem Motto: „Warum reden wir eigentlich über Kinderkram“ begonnen hat (auf die ich aber auch eingestellt gewesen wäre).

Inhaltlich waren die Forschungsfragen der Studierenden sehr zufriedenstellend. Es gab niemanden, der sich überhaupt keine Gedanken zu seinem Untersuchungsgegenstand gemacht hatte. Auch wenn sicherlich die Intensität der Beschäftigung von Person zu Person variiert hatte, war doch jeder zumindest so vertraut mit dem eigenen Thema, dass eine Diskussion auf einer Grundlage gestartet werden konnte.

Meine Rolle während diesen Diskussionen war die eines Moderators. Ich hatte mir meine eigenen Gedanken zu jeder Quelle gemacht (auch weil ich diese natürlich nicht zufällig gewählt hatte) und verschiedene Wege notiert, die eine Diskussion nehmen könnte. Diese Notizen kamen immer dann zum Tragen, wenn ich das Gefühl hatte, wir hätten uns zu sehr von der Quelle selbst entfernt. Am interessantesten und auch für mich persönlich am befriedigendsten waren jedoch jene Stunden, in denen ich selbst den Verlauf einer Diskussion nicht erwartet hätte. Also jene Stunden, in denen die Studierenden einen völlig anderen Interessenschwerpunkt gesetzt hatten, als von mir vorgesehen. Vorbereitung ist wichtig für das Liefern der Hintergrundinformationen, aber eine Diskussion zu steuern, zu lenken, um zu einem vorgefertigten Ergebnis zu kommen, wird am Ende nur zu un kreativen Wortmeldungen führen.

Ein Beispiel: In einer Stunde hatte ich einen Superman-Comic aus dem Kalten Krieg durchgenommen. Meine Vorstellung war es hierbei eigentlich gewesen, das Feindbild Lex Luthor zu untersuchen und seine Wandlung vom wahnsinnigen Wissenschaftler während der 30er zu einem korrupten Geschäftsmann während der 80er Jahre. Die Studentin, die diesen Comic gewählt hatte, war jedoch überhaupt nicht interessiert an Lex Luthor gewesen, sondern hat stattdessen die Figur der Lois Lane untersucht (Supermans Kollegin und zeitweise Freundin). Daraus ist eine sehr spannende Diskussion über Frauen in Superhelden-Comics entstanden, die noch in die nächsten Sitzungen fortgeführt werden musste. Meine Erfahrung daher, auch für zukünftige Tutor_innen: Auf keinen Fall zu streng an euren eigenen Vorstellungen hängen, wie der Kurs zu laufen hat. Das beste Ergebnis, das ich erzielt habe, war eine lebendige Diskussion. Das war immer mehr wert als eine einzelne schlaue Antwort oder persönliches Lob.

Wie bereits erwähnt, waren wir anfangs ungefähr acht Leute. Nach den ersten zwei Stunden sind ein oder zwei Personen abgesprungen, dafür sind aber noch einige dazugekommen, sodass ich gegen Mitte des Semesters einen festen Kern aus zehn Leuten hatte. Die Atmosphäre der Studierenden untereinander erschien mir sehr positiv zu sein, es schien niemand isoliert vom Rest der Gruppe, was für eine gute und vielseitige Diskussion sicher unabdinglich war.

4. Endprodukt

Wie das Endprodukt aussehen sollte, habe ich schon früh vorgestellt. Jeder Block sollte in einer Diskussion als Comicbild zusammengefasst werden, sodass am Ende eine ganze Seite entstehen würde. Dafür habe ich am Ende jedes Blocks ausreichend Zeit gelassen, damit sich jede_r Gedanken machen konnte. Das war zunächst als Gedankenexperiment geplant, niemand sollte noch zusätzlich zum Kurs zeichnen sollen. Diese Form der Zusammenfassung wurde eher gemischt aufgenommen. Ich denke, dass es eher schwer war, ein so physisches Medium wie eine Comicseite als Gedankenexperiment entstehen zu lassen. Außerdem war es kompliziert, die verschiedenen Vorschläge zu einem Bild zusammenzuführen. Aber Antworten kamen, die ich gerne sichern wollte und die als zusammenfassendes Element des Kurses auch wichtig waren. Daher hatte ich Glück, eine professionelle Comiczeichnerin für das Projekt gewinnen zu können, die unsere Comicseite tatsächlich hat entstehen lassen. Sie hat mich über jeden ihrer Arbeitsschritte ausgiebig informiert, sodass ich in meiner Abschlussitzung nicht nur das Endprodukt vorstellen, sondern, nach einem ganzen Semester der Comiclektüre, auch zeigen konnte, wie ein Comic eigentlich entsteht. Auch wenn die Zusammenfassung in den eigentlichen Stunden eher schleppend voranging, war die Resonanz auf die Comicseite durchweg positiv. Ich denke, dass erst in dem Zeigen der tatsächlichen Comicseite meine

Idee des Endproduktes wirklich verstanden wurde. Sicher hätte ich diese Idee einer Zusammenfassung deutlicher und bildlicher hätte vorstellen können.

Das Endprodukt mit den Studierenden zu diskutieren und anhand dessen noch einmal den Kurs durchgehen zu können, war mir persönlich wichtiger als das bloße Vorzeigen der Comicseite. Ich war sehr dankbar, die Ideen und Gedanken des Kurses auch in physischer Form präsentieren zu können und die Comicseite war ein sehr guter Anlass, den Kurs selbst noch einmal zusammenzufassen.

5. Literatur

Neal Adams, Denny O'Neil: *Green Lantern, Green Arrow, Hard Traveling Heroes*, DC Comics, New York, 1983.

John Byrne, Dick Giardano: *Superman, The Man of Steel*, DC Comics, New York, 1986.

Marvel Essential, The Amazing Spider-Man Volume 1, Herausgegeben von Dan Buckley, Marvel Entertainment, New York, 2012.

Marvel Essential, The Uncanny X-Men Volume 1, Herausgegeben von Dan Buckley, Marvel Entertainment, New York, 2012.

Marvel Essential, Daredevil Volume 1, Herausgegeben von Dan Buckley, Marvel Entertainment, New York, 2012.

Frank Miller, Klaus Janson, Lynn Varley: *Batman, The Dark Knight Returns*, DC Comics, New York, 1986.

Grant Morrison: *Supergods*, Spiegel&Grau, New York, 2012.

The Batman Chronicles Volume 1, Herausgegeben von Jim Lee und Dan DiDio, DC Comics, New York, 2005.

The Superman Chronicles Volume 1, Herausgegeben von Jim Lee und Dan DiDio, DC Comics, New York, 2006.

The Superman Chronicles Volume 9, Herausgegeben von Jim Lee und Dan DiDio, DC Comics, New York, 2011.

Roy Thomas: *Superman, The War Years, 1938-1945*, Chartwell Books, New York, 2015.

Larry Tye: *Superman, The High-Flying History of America's Most Enduring Hero*, Random House, New York, 2012.

Carmen Grimm

„contesting & contexting SPORT“

**Ethnographie und Intervention zu
gender_sexuality Normierungen im
System SPORT**

Q-Tutorium im SoSe 2016

Humboldt-Universität zu Berlin

Philosophische Fakultät I

Institut für Europäische Ethnologie

1. Ausgangspunkt

Das Q-Tutorium im Sommersemester 2016 fand vor dem Hintergrund zweier SPORT-Großereignisse statt – der Fußballeruropameisterschaft der Männer in Frankreich und den Olympischen Sommerspielen in Rio de Janeiro, Brasilien. Diese Spektakel haben wieder einmal die eindeutigen Kategorien „Siegende“ und „Verlierende“ in den vermeintlich eindeutigen Kategorien der „Frauen“ und „Männer“ hervorgebracht und dabei Energien geschaffen, die vermutlich Millionen Zuschauer_innen vor den Bildschirmen fesselten. Bislang wenig thematisiert bleibt hierbei, wie der Sport wie kaum ein anderes gesellschaftliches Teilsystem Diskriminierung spürbar macht.

Der Sport entwirft und biologisiert spezifische Bilder von als leistungsfähig geltenden Körpern. Diese Bilder sind im höchsten Maße an Vorstellungen von Geschlecht und Sexualität geknüpft, die maßgeblich auf dem Prinzip des heteronormativen Ausschlusses basieren.

Diese Körperpolitiken bleiben jedoch nicht unangefochten; vielmehr ist der Sport auch ein Feld mit divergierenden Konzepten von Gesellschaft. Seit ein paar Jahren entdecken vermehrt Aktivist_innen den Sport – nicht nur als Thema sozialer (Un-)Gerechtigkeiten, sondern auch als Bühne und leiblicher Erfahrungsraum widerständiger Bilder und queerer Solidaritäten, die über den Sport hinaus verweisen.

'...if Sport can be considered a laboratory and a contested site, then it is potentially one of the largest domains for social, cultural and political experimentation, but also innovation in contemporary societies...'

Billie Jean King, tennis legend, Founder of Women's Sport Foundation

2. Positionierung und Leitfrage

Die oft verschwiegenen und sanktionierten Proteste rund um die Mega-Sport-Events rufen auch zum wissenschaftlichen Handeln auf, doch hat die Europäische Ethnologie den Sport als gesellschaftliches Teilsystem bislang weitestgehend ignoriert. In den ethnologischen Untersuchungen zum Sport bleibt zudem oft der Androzentrismus des Sports, insbesondere des Fußballs, unhinterfragt. In den letzten Jahren gibt es jedoch eine steigende Anzahl qualitativ forschender Arbeitsgruppen zu Geschlecht und Sport im deutschsprachigen Raum, die auch Impulse in den Sportwissenschaften setzen. Das Seminar zielte mit dem Zusammenbringen von Student_innen aus den verschiedenen Fächern der Sportwissenschaften, der Europäischen Ethnologie, der Gender Studies, der Psychologie und der Romanistik darauf, Sport als körperpolitisches Feld und Normierungssystem zu diskutieren und zu hinterfragen, gleichzeitig sportliche Gegenentwürfe zur auf Konkurrenz und Differenz fußenden Wettkampfergie – theoretisch wie forschungspraktisch – in den Blick zu fassen.

3. Vorgehensweise

Dafür wollten wir unsere eigenen leiblichen (Dis-)Positionen in kritische Positionierungen zu den Sport-Events umwandeln und die Grenzen zwischen Wissenschaft, Aktivismus und Kunst mit Hilfe der Idee der körperlichen *Bewegung/Bewegtheit* auflösen. Das Q-Tutorium wurde von einer Kuratorin der gleichnamigen Ausstellung geleitet, und verfolgte so explizit den Anspruch, Wissensproduktion und –darstellung in kreativen und ganzkörperlichen Ausformungen zu verstehen und auszuprobieren.

Das Q-Tutorium hat dabei stets gefragt, wie auch die qualitativ forschende Wissenschaft helfen kann, kritische Stimmen aus dem Sport mit kreativen und ganzkörperlichen Interventionen zu verknüpfen. Als selbst „körperlich-aktiv involviert“ positionierte sich das Tutorium und wollte Anknüpfungen an die Widerstände von 2014 in Sochi und Brasilien diskutieren. Indem das Augenmerk nicht ausschließlich auf der Analyse bestehender Hierarchien lag, sondern auch auf ihren Zwischenräumen, sollte die

eigene Forschung zur Intervention und Agency von Sport-Aktivist_innen, die sich que(e)r stellen zu sportlichen Normierungen, beitragen.

3.2 Methodischer Dreischritt

Schritt 1 – Theorie I: Felder der Normierungen

Zunächst haben wir SPORT als Feld der qualitativ forschenden Sozialwissenschaft und Ethnologie betrachtet und dessen Berücksichtigung geprüft. Gemeinsam wurde der Forschungsstand zu Sport als normsetzendem und insbesondere für Vorstellungen von Geschlecht relevantem Feld erarbeitet. Hierfür wurden Studien aus verschiedenen Fächern (Sportwissenschaften, Ethnologie, Soziologie) genutzt, um die verschiedenen Orte der Differenzierungen und Ausschlüsse aufzuspüren: von den offiziellen Regelwerken, zu den Wettkampfpraxen, den Strukturen der Sportverbände und den Repräsentationen der Athlet_innen. Wir lernten Sport u.a. als „ernstes Spiel“ (Meuser), als „visuelle Empirie“ (Hartmann-Tews), als „Aktions- und Präsentationsleistung“ (dies.), und als Bühne der Männlichkeit kennen, in welchem Geschlecht als dichotom entworfen und spezifisch biologisiert und visualisiert wird. Hierfür wurde nach der gemeinsamen Lektüre und Diskussion der Texte die Form von Impulsreferaten gewählt, durch welche sich die Student_innen von ersten Interessen leiten lassen konnten. Auch wurde durch verschiedene Spiele und Reflexionsübungen die Reichweite der sportlich vermittelten Ordnungen in den Zusammenhang zu den Biographien der Teilnehmenden gestellt.

Die Lektüre ethnographischer Forschungen wurde dabei nicht nur von theoretischen Diskussionen begleitet. Das letzte Drittel der Seminarstunden wurden genutzt, um über die Methodik der Studien zu reflektieren und Grundsätze der qualitativen Forschung und der Perspektive von Sport als körperzentrierte Lebenswelt zu vermitteln.

Schritt 2 – Theorie II: Felder der Subversion

Im ersten Theorieblock wurde einerseits deutlich, wie sehr Normierungen und Dichotomien in den SPORT eingelassen sind. Gleichzeitig wurde verdeutlicht, dass dieselben Ordnungen sozial hergestellt sind. Nachdem uns bereits wöchentlich die Frage begleitet hat, an welchen Orten andere Formen von SPORT möglich seien, spürten wir im zweiten Teil nach den produktiven Brüchen und Zwischenräumen, nach den Subversiven und Utopiker_innen des SPORTS. Wieder begannen wir mit gemeinsamer Grundlagenlektüre über das subversive Potential der „athletic genders“ (Butler 1998), bevor wir interessengeleitet unsere Inhalte aufteilten. Im Anschluss an die Lektüre sammelten wir basierend auf Recherche sowie Erfahrungen der Teilnehmenden die möglichen Akteur_innen und Orte in Berlin, die die herkömmlichen Formen des SPORTS in Frage stellen könnten. Hierfür kartierten wir sowohl in den Zentren des organisierten SPORTS (Fitnessstudios, Regelwerke, etc.) als auch über dessen Ränder hinaus zu selbstorganisierten und losen Formen des Sporttreibens. Die Sammlung der protestierenden Akteur_innen im SPORT hat sich bis zum Ende des Seminars fortgesetzt und wurde zudem durch einen Gastvortrag durch Jules Boycoff, selbst Forscher und Aktivist, zu (anti-)olympischen Spielen ergänzt. Dieses Mapping war Teil des begleitenden Prozesses der Themenfindung für die Forschungen.

Schritt 3 – Praxis: Felder der Forschung

Der Beginn der Forschungsphase fiel mit dem Beginn der EURO 2016, der Männer-Fußball-EM, zusammen, die mit ihren Public Viewings auch eines der Forschungsfelder darstellte. Alle Studierenden führten individuell Forschungen durch, die oft an das eigene Sporttreiben gekoppelt waren. Dies war der Zentralstellung der „Forschung mit dem Körper“ (auch: Sensory/Sensuous Ethnography)

geschuldet, die spezifische, eben auch körperliche, Involviertheit in den Blick fasst und für die Wissenschaft nutzbar machen möchte. Über vier Sitzungen wurden die Feldaufenthalte der Teilnehmenden methodisch aufbereitet, so lernten wir nicht nur gemeinsam kennen, was es heißt, Feldnotizen zu verfassen, sondern führten später auch eine Feldnotizen-Supervision durch, stille Diskussionen über die Herausforderungen in unseren Feldern, erstellten Wahrnehmungskarten und die entsprechend entgegengesetzten „Gap Maps“, um unsere Beobachtungen weiter zu schärfen. Besondere Aufmerksamkeit galt dabei der Gefahr, die Geschlechterdimensionen in den untersuchten Feldern zu reiffizieren.

4. Ergebnisse der Forschungen

Die Felder der Gruppe umfassten verschiedene Sporträume und –praxen. Individuell wurden Forschungen durchgeführt u.a. im Fitnessstudio – als Teilnehmerin oder Instructor -, auf der Fanmeile, bei den Cheerleadern, beim Hand- und Raufball. Es wurden Marketingstrategien, Körperbilder, Gruppendynamiken in den Blick gefasst und mit Bildanalyse, beobachtender Teilnahme, Interviews und insbesondere dem Erfühlen des Körpers erfragt, wann und wie Geschlecht hier (ir)relevant wird und welche Strategien des Umgangs mit Geschlechterverhältnissen an unterschiedlichen Orten ausgeprägt werden. Momente, die sich zunächst als Störungen für die Forschenden darstellten, erwiesen sich als besonders hilfreich, da sie die angenommenen Gesetzmäßigkeiten erst verdeutlichten.

An einem „runden Tisch“ wurden die schließlich Ergebnisse vorgestellt. Entlang der Feldnotizen wurden Analysen angestellt und in der Gruppe diskutiert. Unter der Überschrift „von Geschlechterterritorien zu SPORT-Utopien“ wurden Ausschnitte aus den Forschungen im Rahmen der Ausstellung *contesting&contexting SPORT 2016*“ im Kunstraum Kreuzberg/ Bethanien einer breiteren Öffentlichkeit präsentiert. Dafür wurden die umfangreicheren Ergebnisse auf ein-zwei aussagekräftige Feld-Ausschnitte (Feldnotiz und/oder Bild) sowie die zentralen Thesen reduziert. Die Tutorin hat ein methodisches Vorwort verfasst. Voraussichtlich werden diese konkreten Forschungsbeispiele in das Zine, das Ergebnisse der Ausstellung festhalten soll, einfließen.

5. Hilfreiches und Herausforderndes

Der Umsetzung des Tutoriums hat es geholfen, die Regel der gegenseitigen Wertschätzung festzuhalten und durch gezielte Moderation anzurufen. Die Interdisziplinarität hat zu interessantem Austausch geführt, aber auch Geduld und Bereitschaft erfordert, eine gemeinsame Grundlage zu schaffen und zu erarbeiten. Hierfür wurde immer wieder verdeutlicht, dass unser Wissen nicht per se „unseres“ ist, sondern es weitestgehend einer fächerspezifischen Ausbildung geschuldet ist. Nach der Schaffung einer gemeinsamen Basis konnten die verschiedenen Teilnehmer_innen dann als Expert_innen spezifischer Themenbereiche auftreten.

Um Stabilität im Forschungsprozess zu geben, hat es geholfen, die wöchentliche Seminarstruktur beizubehalten und den Fokus darin auf die aktive Arbeit mit Material auf dem Feld und den „Krisen“, die erste Feldaufenthalte oft mit sich brachten, zu legen. Auch für die Tutorin selbst war es das erste Mal, Zeit für eine Feldnotiz-Supervision im universitären Rahmen zu haben.

Es erwies sich teilweise als schwierig, Klarheit über den Seminarverlauf zu schaffen aufgrund des unterschiedlichen Nutzungsverhaltens von moodle und E-Mail: Zu unterschiedlichen Zeiten hielten verschiedene Teilnehmer_innen an dem anfänglichen gedruckten Seminarplan fest, während sich die

Inhalte in Abhängigkeit zum Seminarverlaufs änderten und in aktueller Form nur online verfügbar waren.

Erschwerend wirkt sich auf die meisten Tutorien aus, dass sie in den wenigsten Fällen in die inhaltlichen Module der Studiengänge eingespeist werden und zumeist im (unbenoteten) Zusatzbereich belegt werden können. Im Tutorium wurde jedoch von Anfang an ein offener Umgang gepflegt mit den Anforderungen, die andere, benotete und damit priorisierte, Seminare mit sich brachten. Alle Fälle, in denen Studierende sich das Seminar in einem anderen Modul anrechnen und mit einer MAP abschließen wollten, wurden genehmigt. Dafür bedarf es eines aktiven Engagements der Studierenden, damit die Prüfungsämter der verschiedenen Fächer sowie die Tutorin und eine prüfungsberechtigte Betreuung die entsprechenden Absprachen treffen können.

6. Literatur

- Alkemeyer, Thomas (2008): Sport als soziale Praxis. In: Weis, Kurt/ Gugutzer, Robert [Hg.]: Handbuch Sportsoziologie. Schorndorf: Hofmann-Verlag. S.220-229.
- Barker-Ruchti, N. and Tinning, R. 2010. "Foucault in leotards: corporeal discipline in women's artistic gymnastics." *Sociology of Sport Journal* 27: 229 -250.
- Boycoff, Jules (2015): "Gender and Politics at the 2012 Olympics: Media Coverage and Its Implications," (with Matthew Yasuoka), *Sport in Society*, Vol. 18, No. 2 (March 2015): 219-233.
- Boycoff, Jules (2014): "London's Shadow Legacies: Security and Activism at the 2012 Olympics," (with Pete Fussey) *Contemporary Social Science*, Vol. 9, No. 2 (2014): 253-270.
- Boycoff, Jules (2011). "Fun at the Games: The Anti-Olympics," *NewLeft Review*, Vol. 67 (January-February 2011): 41-59.
- Butler, Judith (1998): *Athletic Genders. Hyperbolic Instance and/or the Overcoming of Sexual Binarism.* In: *Stanford Humanities Review* 6/2, 103-111.
- Cooky, C., Wachs, F.L., Messner, M., Dworkin, S.L. 2010. "It's not about the game: Don Imus, race, class, gender and sexuality in contemporary media." *Sociology of Sport Journal* 27: 139-159
- Dietze, Gabriele (2012): Intersektionalität im Deutschen Strafraum: *Race*, Gender und Sexualität und die deutsche Nationalmannschaft. In: *Feministische Studien*, Vol.30, No.1 (Mai, 2012). S. 53-65.
- Ezell, Matthew B. (2009): „Barbie Dolls“ on the Pitch: Identity Work, Defensive Othering, and Inequality in Women's Rugby. In: *Social Problems*, Vol. 56, No. 1 (Feb, 2009). S.111-131.
- Faust, Friederike; Heissenberger, Stefan (2015): Eine Frage des Trainings. Methodische Überlegungen zum Forscher_innenkörper als Erkenntnisobjekt. *Berliner Blätter. Ethnographische und ethnologische Beiträge.*
- Foucault, M. (2006): The utopian body. In: C.A. Jones [Hg.]: *Sensorium: The Embodied Experience, Technology and Contemporary Art.* Cambridge: MIT List Visual Art Centre.
- Gugutzer, Robert (2006): Der body turn in der Soziologie. In: Ders. [Hg.]: *Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports. Eine programmatische Einführung.* Bielefeld, 9-56.
- Hall, Ann M. (1997): Geschlecht, Körperpraktiken und Macht. In: Kröner, Sabine und Gertrud Pfister [Hg.]: *Frauenräume: Körper und Identität im Sport.* Pfaffenweiler: Centaurus. S.18-30.
- Hall, M.A. 1996. *Feminism and Sporting Bodies: Essays on Theory and Practice.* Human Kinetics: Champaign.
- Hargreaves, J. 1994. *Sporting females: Critical issues in the history and sociology of women's sports.* Routledge: New York.
- Hartmann-Tews, Ilse (2003): Soziale Konstruktion von Geschlecht im Sport. Neue Perspektiven der Geschlechterforschung in der Sportwissenschaft. In: Dies. et al [Hg.]: *Soziale Konstruktion von*

- Geschlecht im Sport. Opladen, 13-28.
- Kabeer, N. 2010. "Voice, agency and the sounds of silence: a comment on Jane L. Parpart's paper." Working Paper #297, Center for Gender in Global Context Michigan State University. [July]
- Klein, Gabriele; Michael Meuser (Hg.) (2008): *Ernste Spiele. Zur Politischen Soziologie des Fußballs*. Bielefeld: transcript.
- Krane, V., Choi, P., Baird, S., C.M. Aimar, Kauer, K. 2004. "Living the paradox: female athletes negotiate femininity and muscularity." *Sex Roles* 50: 315-329.
- Honer, Anne (1995): *Lebensweltliche Ethnographie und das Phänomen Sport*. In: Winkler, Joachim/ Weis, Kurt [Hg.]: *Soziologie des Sports: Theorieansätze, Forschungsergebnisse und Forschungsperspektiven*. Opladen: Westdeutscher Verlag. S.45-58.
- Huth, Tabea: *Becoming 'La Chiquilla de Tijuana' and 'Staging Contradiction' – Ruby Gardenia's Lucha Libre Exótica in a Mexican Border City*. Verfügbar unter: <http://interamericaonline.org/volume-6-2/huth/>.
- Keith, T. (2004): *Sport and Utopia*. In: *Journal of the Philosophy of Sport*, 2004, Vol.31 (1), p.60-63.
- Kellet, Peter: *Advocacy in Anthropology: Active engagement or passive scholarship?* In: *Durham Anthropology Journal*, Vol. 16, No.1 (2009). S. 22-31.
- Kreisky, Eva/ Spitaler, Georg (2006): *Einführung: Geschlecht als fußballanalytische Kategorie*. In: Dies. [Hg.]: *Arena der Männlichkeit: Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht*. Frankfurt/Main: Campus. S.8 – 20.
- Kuhn, Daniel (2015): *Playing as if the World Mattered: An Illustrated History of Activism in Sports from Active Distribution*. PM Press.
- Messner, M.A. 2002. *Taking the field: Women, Men and Sports*. University of Minnesota Press: Minneapolis.
- Messner, M.A. 2010. *Out of Play: Critical Essays on Gender and Sport*. State University of New York Press: Albany.
- Müller, Michael (2009): *Fußball als Paradoxon der Moderne: Zur Bedeutung ethnischer, nationaler und geschlechtlicher Differenzen im Profifußball*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Pfister, Gertrud (2004): *Gender, Sport und Massenmedien*. In: Dies./ Kugelmann, Claudia/ Zipprich, Christa: *Geschlechterforschung im Sport: Differenz und/oder Gleichheit*. Hamburg: Feldhaus Verlag. S.59 – 88.
- Pink, S. (2009): *Doing Sensory Ethnography*. London: Sage Publications Ltd.
- Pringle, R. and Markula, P. 2005. "No pain is sane after all: a Foucauldian analysis of masculinities and men's experiences in rugby." *Sociology of Sport Journal* 22: 472 – 49.
- Roth, A. and S. Basow. 2004. "Femininity, sports and feminism: developing a theory of physical liberation." *Journal of Sport & Social Issues* 28 (3): 245 – 265.
- Stenius, Magnus et al (2015): *The body in pain and pleasure: An ethnography of mixed martial arts*. Umeå: Umeå University.
- Stoller, P. (1997): *Sensuous Scholarship*. Pennsylvania: University of Pennsylvania Press
- Sunderland, N./ Bristed, H./ Gudes, O./ Boddy, J./ Da Silva, M. (2012): *What does it feel like to live here? Exploring sensory ethnography as a collaborative methodology for investigating social determinants of health in place*. In: *Health & Place*, Vol.18 (2012). S.1056-1067.
- Vanreusel, B.: *Assessing the sociology of sport: On utopianism and Pragmatism*. In: *International Review for the Sociology of Sport*, 2015, Vol. 50 (4-5), p. 623-627.
- Wacquant, L. (2003): *Leben für den Ring: Boxen im amerikanischen Ghetto*. Konstanz: UVK.
- Weis, K. (2008): *Einleitung: Sport in Gesellschaft und Soziologie*. In: Ders./ Gugutzer, R. [Hg.]: *Handbuch Sportsoziologie*. Schorndorf: Hofmann-Verlag. S.7-14.

- West, Candace/ Zimmerman, Don H. (2009): Accounting for Doing Gender. In: Gender & Society. Official publication of Sociologists for Women in Society. Vol.23 No.1 (Feb,2009). S. 112-122.
- Wilson, K. 2008. "Reclaiming agency, reasserting resistance." *IDS Bulletin* 39(6): 83-91.
- Woodward, K. 2009. *Embodied Sporting Practices: Regulating and Regulatory Bodies*. Palgrave MacMillan: London

Max Koch-Grünberg

Seeing like a Subject.

Quantifizierende Methoden der Selbstbeobachtung und die Künste der Existenz.

Q-Tutorium im Sommersemester 2016

Humboldt-Universität zu Berlin

Philosophische Fakultät I

Institut für Europäische Ethnologie

Abstract

Mit der gegenwärtigen Hochkonjunktur subjektiver Existenzprojekte, ist die Reflektion über die eigene Person zu einer der zentralen Kulturtechniken unserer Zeit geworden. Vorbedingung für die eigene Introspektion ist allerdings immer ein Wissen über nicht-mentale - in der Außenwelt liegende - Objekte. So ermöglicht erst der qualvolle Blick auf die Waage eine Reflektion über die eigene Figur und verweist damit zugleich auf die medientechnologische Dimension unseres Daseins: Unser Beobachtungs- und Schreibzeug arbeiten mit an unserem Selbstbild.

Das Durchsickern von Wissenschaft und Technik in immer mehr Lebensbereiche hat heute längst die Selbstbeobachtung erfasst. Durch eine Verwissenschaftlichung der Methoden und die Miniaturisierung von Sensoren und Aufschreibesystemen werden immer mehr Aspekte des eigenen Lebens potentiell erfassbar. Ob durch die Messungen von Gehirnströmen, der Dokumentation des eigenen Laufverhaltens oder dem Sichtbarmachen des körpereigenen Mikrobioms, sogenannte Praktiken des Self-Tracking versprechen heute ein rationaleres, akkurateres und objektiveres Selbstwissen zu produzieren und stehen damit in direkter Konkurrenz zu traditionellen "nicht Evidenz basierten" Selbstbeobachtungsprogrammen. Das auf diese Weise produzierte Selbstwissen drängt immer mehr ins Numerische und es entsteht in der Moderne neben der Bevölkerung eine zweite quantifizierte Entität: das Quantified Self. Im Rahmen des Q-Tutoriums haben wir die Wissensform des Self-Trackings und deren strategische Einbettung in heutige Subjektivierungsprozesse untersucht.

Es handelt sich beim Quantified Self nicht nur um eine reine Observationskultur, sondern mit ihr schwingt auch ein Steuerungsimperativ mit. Von der Sichtbarkeit der Daten geht eine gewisse autoritäre Handlungsaufforderung aus, die in Praktiken des habit designs oder des behaviour changes dazu genutzt werden, sich selbst entlang persönlicher Wunschstrukturen zu entwerfen. Letztlich geht es um die Untersuchung der Wünsche, Potentiale und Versprechen mit denen diese Wissensform verwoben ist, sowie deren Verschränkung in bestehende Machtbeziehungen.

1. Inhalt

2.1 Hintergrund des Tutoriums

Ausgangspunkt für das Q-Tutorium war meine eigene Forschung zum Quantified Self. Dabei handelt es sich zum einen um ein Wissensprogramm, aber zugleich um eine Community of Practice in der Anwendungswissen zum Self-Tracking vermittelt wird. Im Rahmen eines Studienprojekts zu Transparenz habe ich ein knappes Jahr in den Vereinigten Staaten verbracht und das Quantified Self untersucht. In der Zeit habe ich an mehreren sogenannten Meetups teilgenommen sowie zwei Quantified Self Konferenzen, bei denen ich diese Gemeinschaft und ihre Praktiken genauer kennengelernt habe. Überzeugt von der Relevanz dieses Themas hatte ich mich nach meiner Rückkehr dazu entschlossen ein Q-Tutorium zu diesem Thema anzubieten. Denn das Self-Tracking beschränkt sich nicht nur auf das Quantified Self, sondern ist heute längst zum Massenphänomen geworden. Aspekte des Alltags, wie das eigene Laufverhalten, Schlaf oder auch Museumsbesuche werden durch Apps gemessen und versprechen den Anwender*innen durch die Autorität dieser als objektiv wahrgenommenen Daten zu besseren Menschen zu werden.

2.2 Entwicklung der Fragestellung

Grundlage der wissenschaftlichen Arbeit war die Herausarbeitung einer Ontologie des Quantified Self. Im Q-Tutorium wollte ich also zunächst der Frage nachgehen, was das überhaupt für eine Praxis ist. Welche Eigenschaften charakterisieren diese Praktiken. Worin unterscheidet es sich von anderen Formen der Selbstbeobachtung und die Frage mit welcher Zweckmäßigkeit das Self-Tracking verbunden ist. Unsere Analyse widmete sich also zunächst der Herausarbeitung des dem Wissensprogramm zugrundeliegenden Korpus an Grundannahmen und Konzepten. Dabei war mir aber immer wichtig zu reflektieren, ob man überhaupt von dem Self-Tracking sprechen kann und welchen Mehrwert eine solche Definition überhaupt hat. Die darauf aufbauende Frage ist deshalb die Untersuchung des Kontexts in denen diese Praktiken heute auftauchen. In welchem Verhältnis steht das Quantified Self zum Kapitalismus? Würden die Menschen heute Self-Tracking betreiben, wenn sie nicht einer ökonomischen Selbstvermarktung im Sinne eines Unternehmertums des Selbst (vgl. Bröckling, 2007) unterworfen wären? Wieso machen Menschen das und wozu nutzen sie es?

2.3 Forschungsdesign

Um diese oben genannten Fragen empirisch zu beantworten, musste ein geeigneter Beobachtungsmodus für die Untersuchung des Feldes gefunden werden. Wie also die Selbstbeobachtung beobachten? Genauso wie die Selbstbeobachtung als solche, vollzieht sich die Praxis des Self-Tracking im Stillen. Das Bedienen des Smartphones ist ethnographisch nur schwer einsehbar. Zudem laufen die Messungen von Fitnessarmbändern, welche die Herzfrequenz, Ortsdaten und Schritte erfassen, meist als technologische Infrastruktur (vgl. Star, 1999) im Hintergrund ab. Wie also können solche Praktiken mit ethnographischen Methoden erforscht werden?

Neben einer eher theoriegeleiteten Annäherung an das Self-Tracking kam mir die Idee sich dem Phänomen in "auto-ethnographischen" (Ellis, 2004; Anderson, 2006; Maréchal, 2010; et al) Selbstversuchen auf einer praktischen Ebene zu nähern. Diese Methode halte ich für eine abwechslungsreiche Form sich einem Feld zu nähern. Anstelle von Interviews und Beobachtungen selbst die Praktiken im Vollzug erfahren. Die berechtigte Frage besteht allerdings inwiefern das so produzierte Wissen geeignet ist, generalisiert zu werden. Welche Aussagekraft hat es? Um mit einer Analogie die Frage zuzuspitzen: Was können Forscher*innen über die Mythologie indigener Völker lernen, wenn sie sich mit zeremoniellen Federschmuck behängen und nach besten Wissen deren Rituale praktizieren?

Auch wenn der Grad der Fremdheit zwischen Forscher*in und Feld längst nicht so groß ist, wie bei der Performance von schamanistischen Ritualen, so sind beide nicht so sehr die Produktion von Kultur durch das Schreiben (vgl. writing culture), als eine performative Produktion von Kultur auf dessen Basis Schlüsse über das Seinswesen der eigentlichen Kultur gezogen werden.

Auch wenn ich der Autoethnographie kritisch gegenüberstehe, bringt sie gerade beim Self-Tracking ein spielerisches Element mit, das genutzt werden kann um sich einer Praxis anzunähern, indem sie am eigenen Leib spürt. In einer wunderbaren Ethnographie über das Boxen hat Loic Wacquant selbst angefangen zu boxen und ist über Jahre zu einem Teil des Boxclubs geworden. Dennoch, bei Wacquant war es ein Sprungbrett, das ihn in das Feld geführt hat. Bei uns wird es letztlich beim Wippen auf dem Brett bleiben, denn ein Semester ist zu kurz um in eine richtige Forschung einzutauchen. Ich halte auch das Ergebnis der Q-Tutorien für weniger wichtig als den Prozess. In erster Linie betrachte ich die

empirische Arbeit hier als eine Übung und weniger als die Basis von Aussagen. Zu einer Übung gehört es auch innovative Methoden auszuprobieren und diese im Seminar zu reflektieren. Präsentieren sollten die Studierenden die Ergebnisse in der Quantified Self Community verbreiteten Form des „Show and Tell“. Der Gründer der Quantified Self Bewegung Gary Wolf schlägt dabei vor die folgenden Fragen zu beantworten: „What did you do? How did you do it? What did you learn?“ Dabei ist weniger das Endprodukt als der Prozess eines spannenden Seminars entscheidend, bei dem empirische Eindrücke während des Semesters in die Diskussion eingebracht werden können, um so zwischen Theorie und Praxis oszillieren zu können. Ziel ist es also die Wirkung des Self-Trackings in Hinblick auf normative Strukturen am eigenen Körper erfahrbar zu machen.

2.4 Forschungsphase

Nach der zweiten Sitzung haben sich die Studierenden für eigene Trackingprojekte entschieden. Darunter waren zum einen die Beobachtung und Quantifizierung des Rauchverhaltens oder die Pünktlichkeit. Parallel dazu haben wir theoretische Texte aus den Science and Technology Studies gelesen, um zu versuchen das Self-Tracking theoretisch einzurahmen.

Darunter haben wir einen Text von Lorraine Daston über die Produktion von „baconian facts“ gelesen, in dem es um den Übergang von einer aristotelisch-deduktiven Form der Wissensproduktion geht hin zu einer empiristisch-induktiven Weise bei diskrete Beobachtungseinheiten die Grundlage für Fakten bilden. In einem weiteren Text ging es um Bruno Latour Idee von Immutable Mobiles. Damit verweist Latour auf die Bedeutung einer Reproduktion von Medien hin, bei dem der Inhalt unverändert bleibt. Während beim Übertragen von Folianten Schreiber nie wirklich fehlerfrei den Inhalt von Schriftwerken übertragen konnten, ermöglichte der Buchdruck gerade im wissenschaftlichen Bereich eine Mobilisierung von Daten, die heute im Digitalzeitalter ein neues Niveau erreicht hat. Ein weiterer Aspekt des Self-Trackings ist die Eminenz von Zahlen. Um uns ideengeschichtlich an diese Thematik heranzutasten, haben wir Auszüge aus Theodor Porters „Trust in Numbers“ gelesen. Zahlen gelten nicht nur gemeinhin als die objektivste Form der Repräsentation, sondern eignen sich durch ihre klar und deutliche Unterscheidbarkeit auch hervorragend zur Produktion Kategorien und Klassifikationssystemen.

Im Anschluss daran ging es um die Rolle der Technik in der Wahrnehmung von Welt bzw. des Selbst. Dazu hatte ich zwei Sitzungen vorgesehen. In der ersten haben wir mit Don Ihde eine phänomenologische Position gelesen, die der Technik eine mittelnde Rolle zuschreibt, aber dennoch auch immer die Wahrnehmung mit verändert. Wir hatten diese Sitzung zudem das Startup Neurofox zu Gast, die Ein-Gehirn-Computer-Interface zum Auslesen von Gehirnströmen entwickelt haben. Neben einem Vortrag konnten die Teilnehmer*innen das Gerät auch ausprobieren und wir haben gemeinsam die Visualisierung von Gehirnströmen besprochen. Doch diese Sitzung war etwas überladen. Textarbeit sowie Vortrag von Neurofox sowie praktische Spielereien waren zu viel für eine Sitzung wodurch alles etwas zu kurz gekommen ist. Die darauffolgende Sitzung haben wir alles aufgearbeitet und in Verbindung mit Bruno Latours (2006) Akteur-Netzwerk-Theorie gebracht bei der er Technik nicht nur eine mittelnde Rolle zuschreibt, sondern als Vermittler ihr auch eine eigene Agency zuspricht. Den STS Teil haben wir mit einem Text von Stefan Beck (2012) geschlossen. Darin verweist Beck darauf, dass es bei der Entzauberung durch die Technowissenschaften immer ein Rest von Magie zurückbleibt. Jede Wissensproduktion stellt auch die eigenen blinden Flecke mit her.

Geplant war es, dass zu diesem Zeitpunkt die ersten Studierenden ihre Ergebnisse als „Show & Tell“ präsentieren, aber die Gruppe bat mich ihnen noch mehr Zeit zu geben für ihre Selbstexperimente. Einige meinten zudem sie hätten noch nicht angefangen, worauf ich versucht habe, sie noch einmal dazu zu motivieren.

Meine Rolle Q-Tutor habe ich als ständigen Balanceakt erfahren. Zum einen ist man selbst noch Student und versucht eine hierarchieflache Arbeitsatmosphäre zu schaffen und zum anderen ist man mit Situationen konfrontiert bei denen man Autorität zeigen muss, um die Studierenden zu motivieren. Was tun, wenn die Teilnehmer*innen nach wiederholten Male des Bittens, Mahnens und Motivierens immer noch nicht das erfüllen, was vereinbart war. Das Problem bei dem Q-Format ist, dass wir mehr oder weniger von der intrinsischen Motivation der Studierenden abhängig sind. Zwar können wir diese durch ein spannendes Seminar auch steigern, aber manchmal braucht es einen externen Ansporn zur Motivation. Ermahnende oder zuredehende Worte erweisen sich dabei in der Regel weniger effektiv als universitäre Pflichten. Gängige Praxis an den Universitäten ist es, Teilnahmebescheinigungen gegen Leistungen wie Referat oder Paper auszustellen. Wenn aber der Teilnahmebescheinigung keine Rolle spielt, kann er auch nicht als pädagogisches Druckmittel eingesetzt werden. Das Problem als Q-Tutorium ist, dass wir außerhalb der Institutseigenen Module stehen und es meist nur in einem Modul zum „Studium generale“ eingebracht werden kann. Diese Module sind aber aus meiner eigenen Erfahrung sehr schnell besetzt, da man aus dem gesamten Angebot der Berliner Universitäten wählen kann. Viele Studierende kommen also ins Seminar mit einem Eigeninteresse, was zunächst toll ist, weil die Leute Lust auf das Thema haben. Gleichzeitig ist die Arbeitsbereitschaft geringer, weil sie ihre Leistung als optional ansehen. Sie geben bereits mehr als von ihnen verlangt wird. Es ist auch von ihrer Seite vollkommen legitim ein Seminar nur halb zu machen. Aber in einem Forschungsseminar, das zeitintensiver als ein herkömmliches Seminar ist, führt so etwas leider zu einem Zerfasern, da die vorgedachten Strukturen und Praxis völlig auseinanderlaufen. Ich würde deshalb vorschlagen, zu versuchen die Q-Tutorien weiter in die Institutsmodule zu integrieren, in meinem Fall als Student der Europäischen Ethnologie das Q-Tutorium zum Beispiel zum Teil des „Moduls 4: Medialität, Kulturtransfer, Pop(ular)kultur“ zu machen. Dafür braucht es allerdings eine weitere Koordination mit den entsprechenden Instanzen.

Persönlich würde ich das dem Q-Programm zukünftig raten diesen Doppelstatus anzustreben: Deutlich machen, dass es sich bei den Q-Tutorien um ein Teil des Q-Programms handelt, aber sich gleichzeitig um eine tiefere Integration der Tutorien in das jeweilige Institut zu bemühen. In Ausnahmen ist das ja heute bereits Praxis, aber ich würde versuchen das zum Standard zu machen. Dementsprechend muss auch über Möglichkeiten von Prüfungsleistungen nachgedacht werden. Als Studenten sind wir ja nicht prüfungsberechtigt, aber es können dafür auch Richtlinien entwickelt werden, wie Q-Tutor*innen zusammen mit ihren Gutachter*innen prüfen könnten. Dafür braucht es aber ein Eingriff in die Prüfungsordnung der jeweiligen Institute, was ein hohes Maß an Überzeugungsarbeit des bologna.labs benötigt und einen Willen der Institute, den Status der Q-Tutorien anzuheben.

2.5 Zusammenfassung der Forschungsergebnisse

Trotz allem haben zwei Personen ihr Trackingexperiment vorgestellt, so dass wir am Ende bei den Sitzungen bei denen es um Subjekttheorie geht, auch einen praktischen Input hatten. Ein Beispiel war die die Selbstbeobachtung der eigenen Pünktlichkeit zu Bröcklings Text des Unternehmerischen Selbst, bei der wir die Frage besprochen haben wieso wir überhaupt pünktlich sein wollen und ob sich unser Bedürfnis nach eigener Pünktlichkeit auf eine kapitalistische Steigerungslogik reduzieren lässt. Nach

einem einmaligen Ausfall wegen dem Nicht-Erreichens der kritischen Zahl von drei Teilnehmer*innen haben wir uns die letzten Stunden mit einer positiveren Lesart des Quantified Self beschäftigt. Mit Vilém Flusser (1994) sind wir der Frage nachgegangen, wie mit dem Self-Tracking das Selbst zu einem Projekt gemacht werden kann. Nicht ein Projekt der Fremdbestimmung, sondern ein Projekt des eigenen Lebensglücks im Sinne von Foucaults „Technologien des Selbst“ (1993). In den letzten Sitzungen kreisten unsere Diskussionen um die Frage nach einer Ethik des Quantified Self.

2.6 Endprodukt

Da die einzelnen Selbstexperimente wie oben beschrieben verlaufen sind, hatte ich mir zum Abschluss eine Alternative überlegt, wie wir die Ergebnisse des Seminars einer Öffentlichkeit zugänglich machen könnten. Meine Idee war es eine gemeinsame Veranstaltung über eine Ethik des Quantified Self mit der QS Community zu organisieren. Die Organisation gestaltete sich jedoch schwieriger als erwartet, da das QS Meetup im Juli inhaltlich bereits besetzt war. Mit dem Organisator der Berliner Meetups verständigte ich mich auf September, doch da er mittlerweile in München wohnt, wird es leider erst Ende Oktober stattfinden, weshalb dieser Punkt etwas offenbleiben muss. Geplant ist eine grassroot-Ethikkommission die in von den Teilnehmer*Innen des Q-Tutoriums geleiteten Einzelgruppen Teilbereiche von ethischer Fragen diskutieren und die Ergebnisse im Anschluss im Plenum präsentieren. Leider konnte das Meetup bis zum Abgabetermin dieses Berichts nicht realisiert werden, aber ich freue mich schon auf das Event.

2. Literatur

- Anderson, L. (2006). Analytic Autoethnography. *Journal of Contemporary Ethnography*, 35(4), 373-395.
- Bröckling, U. (2007). Das unternehmerische Selbst: Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Daston, L. (1991). Baconian Facts: Academic Civility, and the Prehistory of Objectivity. *Annals of Scholarship*, 8 (Rethinking Objectivity I), 337-365.
- Ellis, Carolyn. (2004). *The Ethnographic I: A methodological novel about autoethnography*. Walnut Creek: AltaMira Press
- Flusser, V. (1994). *Vom Subjekt zum Projekt: Menschwerdung*. Bensheim und Düsseldorf: Bollmann.
- Foucault, M. (1993). Technologien des Selbst. In L. H. Martin, H. Gutman, & P. H. Hutton (Eds.), *Technologien des Selbst*. Frankfurt am Main: S. Fischer, 24-63
- Ihde, D. (1990). *Technology and the Lifeworld*. Bloomington and Indianapolis: Indiana University Press, 72-97
- Latour, B. (2006). Über technische Vermittlung: Philosophie, Soziologie und Genealogie. In A. Belliger & D. J. Krieger (Eds.), *Anthology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie*. Bielefeld: transcript Verlag, 483-510.
- Maréchal, G. (2010). Autoethnography. In A. J. Mills, G. Durepos & E. Wiebe (Eds.), *Encyclopedia of case study research* (Vol. 2, pp. 43–45). Thousand Oaks, CA: Sage Publications.
- Porter, T. M. (1995). *Trust in Numbers: The Pursuit of Objectivity in Science and Public Life*. Princeton: Princeton University Press, 3-49

Von Mördern, Außenseitern und infamen Menschen: Foucaults Archiv und die Fälle Pierre Rivière, Herculine Barbin und „Das Leben der infamen Menschen“

Q-Tutorium im Sommersemester 2016

Institut für deutsche Literatur

Philosophische Fakultät II

Humboldt-Universität zu Berlin

1. Konzeption und Fragestellung des Tutoriums

Mehr als ein Jahrhundert nach einem spektakulären Mordfall in der ruralen Normandie von 1835 veröffentlichte Michel Foucault das Dossier *Moi, Pierre Rivière, ayant égorgé ma mère, ma soeur et mon frère* (1973). Juristische und medizinische Gutachten, Presseartikel und ein Memoire, verfasst vom Mörder selbst, aus der Zeit des Verfahrens, finden sich hier neben Artikeln von Foucault und Kollegen. In ähnlicher Form veröffentlichte und kommentierte Foucault mit *Herculine Barbin dite Alexina B.* (1978) eine Sammlung von „Diskursfragmenten“ des 19. Jahrhunderts, die eine Existenz beschreiben, welche durch die erzwungene Festlegung ihres „wahren Geschlechts“ von den Institutionen zum Fall gemacht wird. Zentral für diese Dossiers und dabei besonders beeindruckend aber auch verunsichernd sind jene Texte, die Rivière und Barbin persönlich verfasst haben und deren Status zwischen Zeitdokument und Literarizität offen bleibt. Sie bilden den Ausgangspunkt dieses Q-Tutoriums. Michel Foucault wird häufig als ein „Mann des Archivs“ charakterisiert und so hat er sich für seine Forschung immer wieder in „das Archiv gestürzt“, wie er selbst betont („Je me suis jeté à corps perdu dans la poussière des archives“). Zitiert nach: Sheringham 2011, S. 237). Werke wie *Wahnsinn und Gesellschaft: Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft* (1961), *Die Geburt der Klinik: Eine Archäologie des ärztlichen Blicks* (1963) oder *Überwachen und Strafen: Die Geburt des Gefängnisses* (1975) sind gleichermaßen Auseinandersetzungen mit Archivdokumenten und ihrer Rezeption, als auch mit jenen (Macht-)Strukturen, die diese Archivalien hervorgebracht haben. Dabei spielt der Begriff des Archivs in Foucaults Philosophie und Methode eine zentrale Rolle. In *Die Archäologie des Wissens* (1969) versucht sich Foucault an einer Begriffsdefinition: „Das Archiv ist zunächst das Gesetz dessen, was gesagt werden kann, das System, dass das Erscheinen der Aussagen als einzelner Ereignisse beherrscht“. (Foucault 1981, S. 187.) Damit distanziert Foucault seinen Archiv-Begriff von der geläufigen Beschreibung eines physischen Orts, an dem das Wissen der Menschheit gesammelt wird. Vor dem Hintergrund dieser theoretischen Definition, die durchaus abstrakt bleibt, mögen die Publikationen *Moi, Pierre Rivière* und *Herculine Barbin*, sowie Foucaults geplanter Band *La vie des hommes infames*, als eine Art Beispiel für das Archiv eines bestimmten Zeitpunkts verstanden werden. In *Moi, Pierre Rivière*, veröffentlichte Foucault ein ungewöhnliches Schriftstück: Die schriftliche „Erklärung“ des Mörders Pierre Rivière, der in einem kleinen französischen Dorf seine Mutter, Schwester und seinen Bruder tötete, um sich daraufhin in den Wald zurückzuziehen. Als er sich Wochen später einem Polizisten zu erkennen gibt, gerät der Fall Rivière in die Strukturen aus Justiz und Medizin. Foucaults Band stellt den detailreichen Bericht Rivières, der von einer erstaunlichen strategischen Voraussicht des Autors zeugt, neben Zeugenaussagen und medizinische sowie juristische Dokumente. Auch *Herculine Barbin* ist eine Art Sammlung von Diskursfragmenten über eine Existenz, die schließlich zum „Fall“ wird. So schreibt Foucault über das Dokument: „In der merkwürdigen Geschichte des „wahren Geschlechts“ ist Alexina Barbins Bericht ein Dokument. Es ist nicht einzigartig, aber selten genug. Es handelt sich um das Tagebuch, oder besser die Erinnerungen, die eines jener Individuen hinterlassen hat, die von der Medizin und der Justiz des 19. Jahrhunderts hartnäckig nach ihrer wirklichen sexuellen Identität befragt wurden“ (Foucault 1998, S.11). Alexinas „Erinnerungen“ überschreiten dabei die Grenzen solcher Definitionen wie „Literatur“, Bericht oder Autobiographie. Ein dritter Text dem sich das Q-Tutorium auseinandersetzen soll, ist Foucaults Einleitung zu seiner geplanten „Anthologie der Existenzen“: *Das Leben der infamen Menschen* (1977). Zwar ist die Anthologie in dieser Form nie zu Stande gekommen, doch legt Foucaults Einleitung durchaus das „Design“, die Kriterien und vielleicht auch die Ziele einer solchen Veröffentlichung dar, und kann somit auch zu den beiden früheren Projekten in Beziehung gesetzt werden.

Auf der Basis der beiden Dossiers haben wir uns im Q-Tutorium zunächst der Frage gewidmet, wie aus Existenzen Fälle werden und was passiert, wenn diese zu „sprechen“ beginnen. Im Anschluss sollten Form, Auswahlprinzip und Zusammensetzung der Dossiers selbst untersucht werden. Wie beeinflussen die Sammlungen den Diskurs über die Fälle? Welche Rolle spielt dabei das Archiv als System der Macht, des Ordners und des Bewahrens? Schließlich haben wir die Fragestellung erweitert und solche zeitgenössische Formate wie den Podcast *Serial* oder die TV-Serie *Making a Murderer* einbezogen, die als kuratierte Veröffentlichungen originaler Dokumente untersucht werden können. Ausgangspunkt für eine theoretische Annäherung bildete dabei Foucaults Archiv-Konzept aus der *Archäologie des Wissens* (1969). Somit wurde im Tutorium nicht zuletzt der Versuch unternommen über die Untersuchung verschiedener Sammlungskonzepte einen Zugang zu diesem komplexen Begriff zu finden.

2. Eckdaten

Das Q-Tutorium fand im Sommersemester 2016 wöchentlich statt. Regelmäßig teilgenommen haben zunächst 15, zum Ende des Semesters hin schließlich 12 Studierende aus verschiedenen Fachsemestern in Bachelor- und Masterstudiengängen. Dazu gehörten Kulturwissenschaft, Germanistik, Romanistik, Europäische Literaturen, Sozialwissenschaften und Psychologie. Der Anteil an Bachelorstudierenden lag dabei etwas höher, als jener der Studierenden in Masterstudiengängen.

3. Arbeitsschritte und Verlauf des Tutoriums

Das Q-Tutorium war in mehrere Abschnitte gegliedert. Zu Beginn stand die gemeinsame Erarbeitung eines Wissensstandes über das Material, das Thema und den theoretischen Hintergrund des Q-Tutoriums im Vordergrund. Innerhalb von sechs Sitzungen haben wir uns eingehend mit dem „Fall Pierre Rivière“ beschäftigt, dafür Memoire, Dossier und Konzept gelesen und untersucht. Im Anschluss wurden dann Erzählmodelle und narrative Strategien im Memoire Rivières mit Hilfe von ausgewählter Sekundärliteratur besprochen, bevor dann die theoretische Annäherung an das Material in einer Sitzung zu Foucaults Archiv-Konzept in den Fokus rückte. In der letzten Sitzung dieses ersten Blocks zur Einführung und Theorie haben wir schließlich unterschiedliche künstlerische Adaptionen des Materials besprochen und gemeinsam den Film *Moi, Pierre Rivière ayant égorgé ma mère, ma soeur et mon frère...* von Regisseur René Allio (1973) angeschaut.

Nach dieser gemeinsamen Auseinandersetzung mit den Fragestellungen des Q-Tutoriums begann mit Sitzung 6 die Forschungsphase. In dieser Woche fand kein Treffen statt, sondern mithilfe eines Moodle Dokuments haben wir online eine Ideensammlung für Forschungsprojekte zu den Memoires oder einzelnen Aspekten der Dossiers (Gerichtsakten, medizinische Gutachten etc.) erstellt. Die Teilnehmer_innen hatten also Zeit, sich eigene Projekte zu überlegen und das für sie relevante Material zu sammeln und nochmal zu lesen. Die Ideen wurden dann in Sitzung 7 zunächst im Plenum vorgestellt und diskutiert. Zielsetzung der Sitzung war es, Forschungsfragen zu entwickeln, die sowohl interessant, als auch im Rahmen des Q-Tutoriums realistisch umsetzbar waren. Dabei wurden immer auch Probleme mit der Findung geeigneter Forschungsfragen thematisiert und gemeinsam über Problemlösungsstrategien gesprochen. Zur Konkretisierung der Fragestellung wurde schließlich ein für die Sitzung entwickelter Fragebogen ausgeteilt und von den Studierenden ausgefüllt. Die folgende Sitzung war wiederum für die Erarbeitung eines Exposé reserviert.

Die entstandenen Exposé wurden schließlich sowohl an die Tutorin, als auch an eine vorher abgesprochene weitere Person aus dem Tutorium gesendet. In einem peer-review Prozess sollten sich die Teilnehmer_innen in Sitzung 9 also gegenseitig Feedback zu ihren Exposé geben. Dadurch konnten die Teilnehmer_innen die Projekte der anderen kennenlernen und sich gegenseitig beim Arbeitsprozess unterstützen.

Nachdem also alle Teilnehmer_innen eine eigene Fragestellung entwickelt, sowie ein Exposé für die geplanten Essays ausgearbeitet hatten, fand wieder eine Input-Sitzung statt. Diese Sitzung war sowohl ein Angebot an die Teilnehmer_innen, ihr Material noch einmal zu erweitern, als auch eine Möglichkeit, gemeinsam weiter am Thema zu arbeiten. Die Leitfrage der Sitzung lautete: Das Archiv-Konzept im Wandel? Ein Vergleich der Dossiers. Damit wurde ein weiterer Text Foucaults in die Runde gegeben, der auch für die Essays einen neuen Impuls bot. Nach dieser gemeinsamen Sitzung, waren die Sitzungen 11 und 12 als Vertiefungsphase gedacht. In diesen Wochen konnten die Teilnehmer_innen ihre Essays ausarbeiten. Der Raum wurde weiterhin wöchentlich zur Verfügung gestellt und auch individuelle Beratungsgespräche wurden angeboten. Jedoch haben die Teilnehmer_innen im höchsten Maße eigenständig an ihren Projekten gearbeitet und die angebotene Hilfestellung nur sporadisch in Anspruch genommen. Die 13. Sitzung war dann bereits die Abschlusssitzung. Die Teilnehmer_innen hatten jeweils 10 Minuten Zeit, um ihre Projekte im gegenwärtigen Zustand vorzustellen. Dabei sind sehr interessante und vielseitige Essays und Forschungsdesigns präsentiert worden und die Diskussion war produktiv und zielführend. Feedback zum Konzept und der Durchführung des Tutoriums wurde am Ende der letzten Sitzung gesammelt. Dabei wurden sowohl das Konzept des forschenden Lernens, als auch das konkrete Q-Tutorium durchwegs als sehr positiv bewertet und der eigene Lernprozess als intensiv beschrieben.

4. Forschungsergebnisse und Abschlussprodukt

Als Abschlussprodukt des Q-Tutoriums haben wir gemeinsam eine Publikation geplant, in der die Projekte der Studierenden in Essayform gesammelt werden. Während des Tutoriums gab es deshalb eine längere Forschungsphase und eine Vertiefungsphase, stets begleitet von Sitzungen, in denen die einzelnen kleinen Forschungsprojekte der Teilnehmer_innen besprochen und diskutiert werden konnten. Die Essays wurden einige Wochen nach der letzten Sitzung eingereicht, von der Tutorin gelesen und mit Feedback versehen zurückgesendet. Schließlich konnte eine Art Broschüre gedruckt werden, die Texte aus ganz verschiedenen Fachdisziplinen wie Kulturwissenschaft, Sozialwissenschaft und Psychologie enthält.

Die gemeinsame Arbeit an der Publikation war sehr zeitintensiv und besonders die Kommunikation während der Feedbackphase erfordert viel Einsatz von Seiten der Teilnehmer_innen, aber auch seitens der Tutorin. Trotzdem oder gerade deshalb hat die schriftliche Ausarbeitung der Projekte aus dem Tutorium viele Vorteile. So kann das gemeinsam erarbeitete Wissen vor dem Hintergrund der individuellen Forschungsinteressen vertieft werden. Neue Perspektiven auf das Thema ergaben sich aus der Interdisziplinarität des Tutoriums und auch der unterschiedliche Wissensstand einer heterogenen Gruppe bestehend aus Bachelor- und Masterstudierenden aus verschiedenen Fachsemestern bereicherten das Tutorium. So wurde es hierdurch möglich, die Forschungsprojekte immer wieder in den Kontext der wissenschaftlichen Arbeit und die übergeordnete Fragestellung nach den Möglichkeiten und Grenzen des forschenden Lernens einzuordnen.

Gerade für Studierende in den ersten Fachsemestern waren die zahlreichen Diskussionen zu Themenbereichen wie den Konventionen wissenschaftlichen Schreibens besonders hilfreich. Unter anderem wurden hier auch grundsätzliche Dinge, wie die Findung einer Fragestellung oder Struktur und Inhalt eines Exposés besprochen, was letztendlich eine große Hilfestellung für die Studierenden war. Auch das ausgeteilte Material und die Peer-Review Prozesse haben dazu geführt, dass im Tutorium eine sehr konzentrierte Stimmung herrschte, in der sich die Teilnehmer_innen gegenseitig dabei geholfen haben, ihre jeweiligen Projekte auszuarbeiten.

Das forschende Lernen hat somit durchaus funktioniert, obwohl zu vermerken ist, dass der Zeitraum von einem Semester und der Umstand, dass viele Studierende sich die Leistungspunkte aus dem Tutorium nicht anrechnen lassen konnten, dazu führten, dass das Engagement im Verlauf des Semesters leicht abnahm. Obwohl das Q-Tutorium regelmäßig von 12 Studierenden besucht wurde, die sehr aktiv teilgenommen haben und sich gerade in den Prozess der Ideenfindung stark eingebracht hatten, wurden letztendlich lediglich 6 Essays eingereicht. Die Ergebnisse aus dem Q-Tutorium hätten in einem zweiten Semester durchaus noch vertieft werden können. So blieb für die theoretische Arbeit und gemeinsame Erarbeitung des Materials wenig Zeit. Gerade das Konzept des forschenden Lernens basiert schließlich auf der Einbindung von Forschung und damit zeitintensiven Phasen der Arbeit am Forschungsprojekt. Dass diese Arbeit jedoch besonders fruchtbar zu sein scheint, wenn ihr eine gemeinsame Phase der Annäherung an das Thema vorausgeht, wurde im Verlauf des Tutoriums gezeigt. So waren die Ideen, die schließlich zu Essays ausgearbeitet wurden weit fundierter und komplexer, als jene, die zum Anfang des Tutoriums gesammelt und diskutiert wurden. Der kurze Zeitrahmen stellt in dem Sinne eine große Herausforderung für die Teilnehmer_innen wie Tutorin dar, die vorher unbedingt einkalkuliert werden muss.

5. Fazit zu Konzept und Umsetzung eines Q-Tutoriums

Das Format Q-Tutorium stellt meiner Ansicht nach eine sinnvolle Ergänzung des regulären Lehrangebots dar. Durch die Interdisziplinarität und die ungewohnte Lehrsituation die dadurch entsteht, dass Studierende selbst die Lehrveranstaltung konzipieren und umsetzen, ergeben sich spannende und produktive Diskussionen und interessante Forschungsprojekte, die im normalen Universitätsbetrieb aus zeitlichen und institutionellen Gründen in dieser Art kaum stattfinden.

Aus der Erfahrung des Q-Tutoriums hat sich für mich außerdem gezeigt, wie wichtig eine gründliche und durchdachte Vorbereitung für das Gelingen einer solchen Veranstaltung ist. Auch dank der intensiven Workshops in der Vorbereitungsphase durch das bologna.lab konnte ich ganz unterschiedliche Methoden und Ansätze im Tutorium ausprobieren, die letztlich nicht nur die Zusammenarbeit, sondern auch die Endergebnisse sehr positiv beeinflusst haben. Dies lässt sich auch aus dem Feedback der Teilnehmer_innen ablesen.

Was die Durchführung der Forschungsphase betrifft, so hat sich herausgestellt, dass es besonders wichtig ist, hier ausreichend Zeit einzuplanen und auf die individuellen Lebenssituationen und Voraussetzungen der Studierenden einzugehen. Flexibilität und Kommunikation sind für den Erfolg eines solchen Projekts unbedingt nötig.

Dass die Kommunikation zwischen Tutor_innen und Teilnehmer_innen gerade für die Organisation eines Abschlussprodukts eine essentielle Rolle spielt, sollte man sich von Anfang an bewusst machen. Klare Absprachen, Transparenz was Anforderungen, Zeitplanung und Teilnahmebedingungen angeht

und ausreichendes Feedback - auch während des laufenden Semesters - haben die Zusammenarbeit sehr erleichtert und zur positiven Stimmung im Tutorium stark beigetragen.

Besonders produktiv waren dabei auch immer wieder Arbeitsschritte, in denen die Teilnehmer_innen sich gegenseitig Feedback auf ihre Arbeit gegeben haben. Der Austausch zwischen den Studierenden aus verschiedenen Fächern und Fachsemestern war dabei eine große Bereicherung und stellt für mich auch persönlich einen der großen Vorteile des Q-Tutoriums dar.

6. Literatur

Agamben, Giorgio: *Philosophical Archaeology*. In: *Law and Critique*, Volume 20, Issue 3, (Nov. 2009) S. 211-231.

Ebeling, Knut: *Das Archiv*. In: Kammler, Clemens/ Rolf Parr/ Ulrich Joannes Schneider (Hrsg.): *Foucault Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart: J.B. Metzler 2008, S. 221-222.

Foucault, Michel: *Das Leben der infamen Menschen*. Berlin: Merve 2001.

Foucault, Michel (Hrsg.): *Der Fall Rivière. Materialien zum Verhältnis von Psychiatrie und Straffjustiz*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1975.

Foucault, Michel: *Die Archäologie des Wissens*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1981.

Foucault, Michel: *Die Ordnung der Dinge*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2012.

Foucault, Michel; Schäffner, Wolfgang; Vogl, Josef (Hrsg.): *Herculine Barbin. Michel Foucault. Über Hermaphroditismus*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1998.

Lovitt, Carl R: *The Rhetoric of Murderers' Confessional Narratives: The Model of Pierre Riviere's Memoir*. In: *The Journal of Narrative Technique*, Vol. 22, No. 1 (Winter, 1992), S. 23-34.

Merewether, Charles (Hrsg.): *The Archive*. London: Whitechapel; Cambridge Mass; MIT Press 2006.

Ruoff, Michael: *Das Archiv*. In: Ruoff, Michael: *Foucault-Lexikon*. Paderborn: W. Fink 2013, S. 79-80.

Sheringham, Michael: *Michel Foucault, Pierre Rivière and the Archival Imaginary*. In: *Comparative Critical Studies* 8.2–3 (2011): S. 235–257 Edinburgh University Press.

Webb, David: *Foucault's Archaeology: Science and Transformation*. Edinburgh: Edinburgh University Press 2013.

Filme:

Moi, Pierre Rivière. Regie: René Aillo

Retour en Normandie. Regie: Nicolas Philibert.

Julia Modes

Dortje Fink

#lecker

**kulinarische Phänomene
geisteswissenschaftlich beschreiben**

Q-Tutorium im Sommersemester 2016

Humboldt-Universität zu Berlin

Kultur-, Sozial- und Bildungswissenschaftliche Fakultät

Institut für Kunst- und Bildgeschichte

1. Hintergrund des Tutoriums

Essen lässt sich nur schwer in Worte fassen, da es mit allen Sinnen erlebt werden muss. Es verändert zu schnell seine Beschaffenheit, um in Gänze beziehungsweise als Zusammenspiel vieler verschiedener Eindrücke gleichzeitig gesehen, gehört, gerochen, betastet oder geschmeckt zu werden. Dennoch scheint es in den letzten Jahren ein omnipräsentes und geradezu modisches Thema geworden zu sein; nicht zuletzt veranschaulichen dies unzählige Verlinkungen zu *#lecker* auf *facebook* und *instagram*. Es erstaunt daher umso mehr, dass die geisteswissenschaftliche Beschäftigung mit Lebensmitteln und Esskultur bislang nur vereinzelt zu geschehen scheint. Während sich dies in Nordamerika durch die *culinary studies* gerade verändert, gibt es in Deutschland nur wenige Versuche diesen Themenkomplex zu bearbeiten. Mit unserem Q-Tutorium wollten wir auf diesen Missstand aufmerksam machen und einen experimentellen Beitrag zur geisteswissenschaftlichen Beschäftigung mit Essen leisten. Als Studentinnen der Kunst- und Bildgeschichte haben wir beide jeweils unsere Bachelorarbeit zu einem kulinarischen Thema geschrieben: Julia Modes Arbeit trug den Titel „Künstler bitten zu Tisch - Drei Künstlerrestaurants um 1970 im Vergleich“ (2015) und Dortje Fink schrieb über „Essthetik – Zur Gestaltung des angerichteten Tellers in der zeitgenössischen *haute cuisine*“ (2013). Durch die Bearbeitung jener ungewöhnlichen Themen konnten wir uns einen guten Überblick über die vielen offenen Fragen und Forschungslücken in Bezug auf die Methodik, aber auch die Theoretisierung von Essen machen. In unserer Disziplin begegnen uns Lebensmittel für gewöhnlich als gemaltes Stillleben oder vergängliches, bildhauerisches Material. Um jegliches Bild – das heißt alles was durch einen menschlichen Eingriff gestaltet wurde – angemessen fassen und wiedergeben zu können, bedarf es in der Kunst- und Bildgeschichte einer umsichtigen Beschreibung des Betrachtungsgegenstandes. Während der Vorgang des Beschreibens in nahezu allen geisteswissenschaftlichen Disziplinen Anwendung findet, unterscheiden sich die dahinter stehenden Fragestellungen jedoch deutlich. Auch unsere Abschlussarbeiten haben sich an solchen disziplingebundenen Beschreibungen versucht. Es wurde allerdings versucht kulinarische Phänomene in ihrer Komplexität darzustellen. So ist der Gast in einem Restaurant beispielsweise nicht mit dem Teller und dem darauf befindlichen Essen allein, sondern in eine physische und konzeptionelle Umgebung eingebunden, die unmittelbar auf seine oder ihre Wahrnehmung Einfluss nehmen. Wollte man jenes Zusammenspiel nun beschreiben, ließen sich Methoden unterschiedlicher Disziplinen anwenden, die allesamt nur eine von vielen möglichen Perspektiven auf diesen Problemkomplex eröffnen können und zwangsweise zu unterschiedlichen, möglicherweise sogar widersprüchlichen Schlussfolgerungen kommen. Es gibt daher noch sehr viel Raum für Grundlagenforschung in den interdisziplinären *culinary studies* oder ihrem deutschen Äquivalent der Kulinaristik.

In dem Wissen darum, dass unser Q-Tutorium keine Forschungslücken schließen können wird, haben wir bewusst auf die tiefergehende Bearbeitung eines speziellen Teilaspekts verzichtet. Stattdessen wurde die Bandbreite inhaltlicher Fragestellungen möglichst weit gefasst und die Student*innen ermuntert sich selbst ein Thema zu suchen. Dabei haben wir bewusst dem Konzept der Q-Tutorien Rechnung getragen, indem wir dazu angeregt haben, sich von den Methoden anderer Disziplinen für die eigene Forschung in Bezug auf das Beschreiben von Essen, Ernährung oder Lebensmittel inspirieren zu lassen. Über den Seminarraum hinaus hat sich so auch ein kleines Netzwerk an Student*innen gebildet, die hoffentlich auch in Zukunft ihrem wissenschaftlichen Interesse an dem Thema nachgehen und darüber im Austausch bleiben werden.

2. Fragestellung(en)

Um aus der Not, es mit einem ephemeren Betrachtungsgegenstand zu tun zu haben, eine Tugend zu machen, lautete unsere ursprüngliche Forschungsfrage: Welche unterschiedlichen Möglichkeiten existieren in verschiedenen Disziplinen, um Essen beziehungsweise kulinarische Phänomene zu beschreiben und wie können sich diese gegenseitig befruchten?

Das mag zunächst banal klingen. Da wir mit unserem Q-Tutorium allerdings möglichst viele Student*innen ansprechen wollten und großen Wert auf Interdisziplinarität legten, konnte spezielles Vorwissen bei den Teilnehmer*innen nicht vorausgesetzt werden. Stattdessen sollte im Q-Tutorium eine vielversprechende heuristische Methode zur Anwendung kommen: Das systematische Beschreiben eines selbst-gewählten Gegenstandes. Dadurch wurde Student*innen aller Semester und Fächer eine unvoreingenommene Annäherung an den Forschungsgegenstand ermöglicht. Da keine endgültige Antwort, sondern vielmehr das Aufzeigen von verschiedenen Beschreibungsmöglichkeiten erwartet wurde, sollte das eigene fachspezifische Vorgehen durch die Kommiliton*innen stets neu reflektiert und eine genuin interdisziplinäre Annäherung versucht werden.

Was wir allerdings unterschätzt haben, war die Tatsache, dass die Student*innen, die aus so unterschiedlichen Bereichen wie Amerikanistik, Kulturwissenschaften, Kunst- und Bildgeschichte, Produktdesign, Sozialwissenschaften oder Sportwissenschaften kamen, sich in unserem Q-Tutorium oft das erste Mal wissenschaftlich mit Essen beschäftigten. Oft war es bereits eine Herausforderung in der eigenen Disziplin nach Methoden zum Erkenntnisgewinn über Essen zu suchen. Daher wandelte sich im Verlauf der Lehrveranstaltung die ursprüngliche Fragestellung hin zu einer kritischen Befragung des jeweils eigenen fachspezifischen Umgangs mit kulinarischen Themen. Jede*r wollte aus seinem oder ihrem disziplinären Hintergrund heraus mehr über kulinarische Phänomene oder Mahlzeiten aussagen können als „es ist lecker“. Somit entsprachen wir dem Wunsch der Teilnehmer*innen einen Teilaspekt beispielhaft mit den Methoden der eigenen Disziplin zu beforschen. Letztlich empfanden wir diesen Umstand als große Bereicherung, da er den Student*innen die Möglichkeit gab, ihre jeweiligen Stärken und bereits erworbenes Wissen einzubringen.

In der Themenwahl waren die Kommiliton*innen komplett frei. Wider Erwarten wurden nicht nur Beschreibungen von Lebensmitteln oder zubereitetem Essen vorgenommen. Die bearbeiteten Themen reichten vielmehr von Hunger über Lebensmittelgewinnung und die Verzehrssituation bis hin zu Formen der Archivierung und Theoretisierung von Mahlzeiten.

Alicia Wild (BA Kulturwissenschaft/Kunst- und Bildgeschichte) versuchte sich kulturwissenschaftlich mit dem Fehlen von Nahrung auseinanderzusetzen und fragte in Bezug auf das Phänomen Hunger: Wie hat sich die Bedeutung und der Sinn des Essens für die beiden Hemisphären der Welt (nördliche/südliche) nach der Implementierung der neoliberalen Weltwirtschaft verändert und wie unterscheiden sie sich?

Phuong Phan (MA Kunst- und Bildgeschichte) hat sich bildhistorisch mit Praktiken und Formen rund um die Präsentation von Fleisch, insbesondere als bis zur Abstraktion zerlegtes Gut im Supermarkt, beschäftigt. Wir freuten uns sehr zu hören, dass sich aus dieser Beschäftigung zum Mensch-Tier-Verhältnis ein weiteres Q-Tutorium entsponnen hat, welches im Wintersemester 2016/17 unter dem Titel „Tiere sehen, Tiere sammeln - Eine Spurensuche in der Kunst und Wissenschaften“ an der Humboldt-Universität zu Berlin durchgeführt wird.

Christine Gottwald (BA Amerikanistik) hat sich das erste Mal an einer Kombination von wissenschaftlicher Bildkritik versucht, indem sie das Zustandekommen und die Rezeption der Grafik „All The Styles of French Fries, Ranked“ analysiert hat. Ihre Ausgangsfrage war dabei: Kann es gelingen etwas so subjektives wie Geschmack in wissenschaftlichen Kriterien zu messen?

Hannah Besel (BA Sportwissenschaften) hat sich mit dem weiten Thema Brot befasst. In ihrem Studium spielt Ernährung oft nur die untergeordnete Rolle von Energiezufuhr. Sie konnte uns allerdings zeigen, dass Brot nicht nur einen Nährwert, sondern auch einen kulturellen Wert hat. In ihrer weitergehenden Forschung hat sie sich mit der Darstellung von Geschmack, welcher rein physiologisch von jeder Person anders wahrgenommen wird, am Beispiel des sogenannten Brotaromarads, welches 2008 vom Institut für Lebensmittel- und Getränkeinnovation (ILGI) der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW) entwickelt wurde, befasst.

Raphael Hoffmann (MA Kunst- und Bildgeschichte) hat sich ebenfalls mit Brot befasst. Da seine ursprüngliche, methodische Frage - ob und wie sich Brot als Phänomen bildhistorisch fassen und analysieren lassen kann - in der knappen Zeit nicht zu bearbeiten gewesen wäre, entschied er sich ein Projekt kritisch zu betrachten, bei dem Brot natur- und geisteswissenschaftlich analysiert werden soll: Der Unternehmer, Naturwissenschaftler und Koch Nathan Myhrvold arbeitet im Jahr 2016, in der Nachfolge seiner populären Publikation „Modernist Cuisine“ (2011), an dem Buch-Projekt „Modernist Bread“ (voraussichtlich 2017), welches einen interdisziplinären Ansatz verfolgt, aber in seiner Umsetzung zu stark von den Leitideen des Herausgebers geprägt zu sein droht.

Marie Greggers (MA Kunst- und Bildgeschichte) hat sich ebenfalls mit einem ungewohnten Themenfeld beschäftigt: dem Einfluss der Innenarchitektur auf das Esserlebnis im Restaurant. Sie konnte verdeutlichen, wie stark sowohl der individuelle Gast wie auch die Bespielung des Gastraumes im Restaurant die Erfahrung sowie die Wahrnehmung der Nahrungsaufnahme beeinflussen. Eine Raumgestaltung, die alle Sinne erfreut, ist daher für ihre Nutzer*innen ebenso wichtig wie die darin angebotene Küche. Wie sehr die unterschiedlichen Einflussfaktoren den Restaurantbesuch prägen wird den Gästen allerdings oft erst dann klar, wenn sich eine oder mehrere dieser miteinander verflochtenen Sphären negativ auf das Esserlebnis auswirken.

Lisa Dross (BA Sozialwissenschaften) widmete sich der Kommunikation beim Essen. Sie ging von der These aus, dass sich Sprache und Essen als essentielle Kommunikationssysteme im Rahmen von Mahlzeiten gegenseitig konstituieren. Durch eine qualitative Erhebung, mittels eines Tagesprotokolls, wollte sie unser alltägliches Verhalten bei der Nahrungsaufnahme besser verstehen. Relevant waren für sie die Fragen: Wann, was, wo und mit wem Essen wir? Wie bindet sich das Grundbedürfnis Essen in den Tagesablauf ein? Wie viel Zeit wenden wir dafür auf? Konzentrieren wir uns nur darauf oder sind wir abgelenkt? Und schließlich: Wenn wir in Gemeinschaft essen, welche Themen werden besprochen?

Maximilian Bellinghausen (MA Produktdesign, Kunsthochschule Weißensee) hat sich am Beispiel des katalanischen Sterne-Kochs Ferran Adrià mit der Archivierung von Vergänglichem und der Frage nach der angemessenen Charakterisierung der Archivierungspraxis befasst. Ab 1992 ließ Adrià jedes Gericht des Restaurants elBulli von Francesc Guillamet fotografieren. Dies ist ein für die Gastronomie ungewöhnlicher Vorgang, der letztlich sowohl der Selbsthistorisierung wie Selbstvermarktung dienlich ist, da die Fotografien in das Firmenarchiv eingespeist werden, aus dem heraus wiederum die seit 2003 publizierten Hochglanz-(Werk-)Kataloge ihr Material beziehen.

Laurin Schwarz (MA Sozialwissenschaften) hat sich, inspiriert von Harald Lemkes philosophischen Überlegungen zu einer Gastrosophie, der eigenen Disziplin zugewandt und gefragt wie sich Essen in Theorie und Diskurse der Soziologie einbinden lässt. Dabei war es die besondere Schwierigkeit kein konkretes Fallbeispiel zu behandeln. Vielmehr musste zunächst ein Überblick zum aktuellen Forschungsstand erstellt werden, aus dem heraus eigene Vorschläge bezüglich der Fortführung beziehungsweise Übertragung von Konzepten und Ideen in Bezug auf das Thema Essen resultierten.

3. Arbeitsschritte

In der Planung zur Durchführung des Q-Tutoriums hat uns die Erstellung und kritische Diskussion eines Semesterplans sehr geholfen. Wir wollten in vier Schritten vorgehen. Die ersten drei Sitzungen sollten zum Einstieg in das Thema des Q-Tutoriums genügen. Danach wollten wir die Teilnehmer*innen sofort in eine dreiwöchige Forschungsphase entlassen, bei der die regelmäßige Zusammenkunft im Seminarraum rein fakultativ war. Anschließend sollten im Rahmen eines gemeinsamen, längeren Termins - orientiert am Modell eines Workshops oder Kolloquiums - alle bisherigen Forschungsergebnisse dem Plenum des Q-Tutoriums vorgestellt sowie gemeinsam diskutiert werden. Aus den jeweiligen Impulsen sollte dann auch die obligatorische Abschlussveranstaltung, für welche wir damals noch das selbst-erdachte Format eines *culinary talk* im Kopf hatten, an Kontur gewinnen. Parallel zur praktischen Planung der Abschlussveranstaltung sollten die Teilnehmer*innen weiter an ihren Themen forschen, um ihre Erkenntnisse dann in die inhaltliche Planung einfließen zu lassen. So versprachen wir uns ein ausgewogenes Verhältnis der Anteile Forschung und Präsentation derselben in unserem Q-Tutorium. Letztlich mussten wir aber feststellen, dass dieses Vorgehen in Anbetracht der begrenzten Zeit zu ambitioniert war. Wir können als Erfahrung festhalten, dass genug Zeit für die gewissenhafte Konzeption und Umsetzung eines Abschlussprojektes eingeplant werden sollte, aber dass diese Arbeit der weiterführenden, eigenständigen Forschung möglicherweise im Weg steht. Unserem Eindruck nach, waren die verbleibenden Teilnehmer*innen letztlich so stark in ihr Studium, außeruniversitäre Verpflichtungen und ihren Beitrag zur Abschlussveranstaltung eingebunden, dass schlicht keine Zeit mehr blieb die Forschungsfragen, die beim Kompaktermin präsentiert wurden, tiefergehend weiterzuentwickeln.

Wie gestalteten sich unsere Arbeitsschritte also konkret? Begonnen haben wir das Tutorium mit einer Vorstellungsrunde, der Erörterung des von uns erdachten Fahrplanes sowie einer längeren Impuls-Präsentation von möglichen Themen, deren Bearbeitung uns lohnenswert erscheinen würde. Als besonders empfehlenswert hat sich die in unserem Institut bewährte Praxis erwiesen, nach der inhaltlichen Einführung in das Thema fünf Minuten Pause zu machen, um Kommiliton*innen, welche schon wissen, dass sie das Q-Tutorium doch nicht belegen wollen, die Möglichkeit zu geben, die Veranstaltung vorzeitig zu verlassen. Bereits zu diesem Zeitpunkt hörten wir das erste Mal, dass das Thema viel Interesse hervorruft, die eigenständige Forschung aber als zu zeitintensiv wahrgenommen wird und daher vom Besuch des Q-Tutoriums abschreckt. Zum Ausklang haben wir noch eine Diskussion über den von der Partei Bündnis 90/Die Grünen im Bundestagswahlkampf 2013 vorgeschlagenen, allgemein verbindlichen „Veggie-Day“ angeregt, um ein erstes Mal mit unseren Kommiliton*innen ins Gespräch zu kommen. So konnten wir einen Eindruck gewinnen, wie diskussionsfreudig und in kulinarischen Themen vorgebildet unsere Teilnehmer*innen sind, da sich das Gespräch schnell vom ursprünglichen Thema (Ist es legitim einen rein vegetarischen Tag in öffentlich finanzierten Kantinen politisch zu verordnen?) entfernte.

In der zweiten, experimentellen Sitzung haben wir versucht, verschiedene Lebensmittel multisensorisch zu beschreiben. Diese Sitzung, zu der sich auch viele neue potenzielle Teilnehmer*innen einfanden, war wohl die populärste im ganzen Semester und hat uns sehr viel positives Feedback eingebracht. Ausgehend von der Prämisse Jürgen Dollases, dass eine wissenschaftlich begründete Systematik zur Beschreibung von Essen noch ein Forschungsdesiderat sei, haben wir uns alle in der Rolle unvoreingenommener Beobachter wiedergefunden, welche um die Worte ringen, mit denen unserer Umwelt einen Sinneseindruck vermittelt werden kann. Zur Vorbereitung lasen alle Teilnehmer*innen zwei Auszüge aus Dollases Buch *Geschmacksschule*. Diese wurden zu Beginn der Sitzung noch einmal kurz zusammengefasst und kontextualisiert, damit alle Anwesenden den gleichen Wissensstand haben. Das sensorische Beschreiben von Essen wurde in sechs Runden durchgeführt: Aussehen, Geschmack, Geruch, Geräusch und Textur von kleinen Snacks sollte in jeweils 5 Minuten stiller Bearbeitungszeit erfasst und durch die Verschriftlichung eindeutig fixiert werden. Als Betrachtungsgegenstand dienten uns unter anderem eine frische Gurke, Chia-Pudding, Gemüse-Chips, gefriergetrocknete Erdbeeren und frische Brötchen vom Bäcker. Im Anschluss sollte eines der zur Verfügung stehenden Objekte in 10 Minuten mit allen Sinnen beschrieben werden. Nach dieser langen Phase der stillen Einzelarbeit, eröffneten wir das reflektierende Gespräch darüber mit der Frage nach dem eigenen Erleben. Wie war es den Kommiliton*innen ergangen? Wo waren Schwierigkeiten? Waren Sie bereit ihre Aufzeichnungen mit uns zu teilen? Es entspann sich ein sehr reger Erfahrungsaustausch, der allen Beteiligten zeigte, dass unser Plan aufgegangen war. Das Beschreiben war als Methode vorgestellt und ausprobiert worden, das Fehlen eines Instrumentariums zum multisensorischen Beschreiben von Lebensmitteln in jeglichen vertretenen, geisteswissenschaftlichen Disziplinen wurde offensichtlich und die Student*innen wurden für die Schwierigkeit Sinneseindrücke in Worte zu fassen sensibilisiert. Somit hat die Übung das gesamte Q-Tutorium spielerisch und interaktiv an unsere Fragestellung herangeführt.

Gefolgt von einer Lektüresitzung, deren Zweck es war, beispielhafte Forschung zum Thema Essen aus einzelnen Disziplinen nachzuvollziehen, entwickelten die Teilnehmer*innen in den folgenden vier Wochen ihre eigenen Fragestellungen. Diese wurden von Ihnen selbstständig erdacht, recherchiert und bearbeitet. Wir waren jederzeit ansprechbar und haben die Kommilito*innen gerne beraten, obwohl wir uns weigerten zu starken Einfluss auf die Themenwahl zu nehmen. Niemand sollte das Gefühl haben er oder sie erledige seine Forschung nur uns zuliebe. Insofern stand es den Student*innen frei zu den Sitzungsterminen vor dem Kompakttermin zu erscheinen oder nicht. Um eine interdisziplinäre Beschäftigung mit dem Thema, wie es das Format des Q-Tutoriums vorgibt, auch gewährleisten zu können, haben wir die Teilnehmer*innen zu Beginn wiederholt ermuntert sich nicht nur einem neuen Themenkomplex zuzuwenden, sondern diesen auch mit einer ungewohnten (möglicherweise fachfremden) Methodik zu bearbeiten. Diese Offenheit in methodischer wie thematischer Hinsicht stellte für die meisten allerdings eher einen Moment der Überforderung da. Wir müssen also selbstkritisch feststellen, dass wir die Kommiliton*innen am Anfang möglicherweise eher überfordert und verwirrt haben, statt ihnen Halt zu geben. Die angemessene Balance, Hilfestellung zu geben und Freiheit zuzulassen, um den Tutoriums-Mitgliedern Raum zum „geisteswissenschaftlichen Experimentieren“ zu lassen, war für uns oft nur schwer zu halten. Dieses Thema haben sämtliche Q-Tutor*innen auch wiederholt in den Jours Fixes des bologna.labs angesprochen.

Eine Woche vor dem anvisierten Kompakttermin, hatten wir um ein Forschungsdesign jeder beziehungsweise jedes einzelnen gebeten. Bei der Durchsicht dieser Entwürfe fiel uns auf, dass in unserem interdisziplinär zusammengesetzten Q-Tutorium unterschiedliche Auffassungen darüber

existierten, was wissenschaftliches Arbeiten meint. Daher stiegen wir zunächst mit einer Lektüre und darauf basierender Gruppenarbeit ein: Wir lasen gemeinsam den Text „Was ist Wissenschaft? Was heißt wissenschaftlich arbeiten? Was bringt ein wissenschaftliches Studium? Ein Brief“ von Wolf-Dieter Narr, versuchten diesen in ein Diagramm zu übertragen und haben anschließend zuzuordnen versucht wo jede*r einzelne in seiner Forschung steht. Im zweiten Teil der Sitzung haben wir dann nacheinander von allen Anwesenden ihr selbst gewähltes Thema sowie den aktuellen Arbeitsstand präsentiert bekommen und gemeinschaftlich diskutiert. Durch die fakultativen Sitzungen und die Forschungsphase hatte sich die Zahl der Teilnehmer*innen deutlich verringert, sodass wir über eine geringere Anzahl an Themen intensiver miteinander ins Gespräch kommen konnten.

Aus den diversen Themen entwickelten wir gemeinsam in der folgenden Sitzung das Format der Abschlussveranstaltung. Wir haben alle Formen und Möglichkeiten, auch das von uns angedachte Format des *culinary talk*, zur Diskussion und Abstimmung gestellt. Unsere ursprüngliche Idee wäre eine gesprächsbasierte Veranstaltung gewesen, die mehr sein soll als eine Diskussionsrunde. Protagonisten aus der kulinarischen Praxis (Restaurantkritiker, Food-Blogger, Eat-Art-Künstler, Köche, etc.) hätten eingeladen werden sollen, um mit uns die Ergebnisse des Tutoriums zu diskutieren. Nach einer produktiven Auseinandersetzung über unterschiedliche Vorschläge – unter anderem wären auch ein moderierter Spaziergang, ein studentisches Symposium oder ein Blog mögliche Alternativen gewesen – hat sich eine Mehrheit für den Vorschlag eines selbst organisierten Abendessens entschieden, um unsere Ergebnisse zu präsentieren. Bei dieser Gelegenheit sollte ein komplett neues Format erstellt werden, bei dem zusätzlich zur verbalen Erörterung eines Themas die Forschungsergebnisse über die Menüfolge oder die Gestaltung des Abendprogramms erfahrbar gemacht werden.

Die folgenden Sitzungen waren dann geprägt von den Planungen zu dieser Veranstaltung, die wir als Team mit den verbleibenden Teilnehmer*innen vornahmen. Gerade in Anbetracht des zusätzlichen Arbeitsaufwandes, der bis zu Beginn des Wintersemesters 2016/17 nicht abreißen würde, mussten sich einige Kommiliton*innen schweren Herzens gegen eine Mitwirkung bei der Abschlussveranstaltung entscheiden. Im Vorhinein mussten ein Ort und ein Zeitpunkt gefunden, praktische Probleme gelöst, Themen für eine Präsentation aufbereitet, eine Finanzierung beantragt, eine Menüfolge festgelegt und unterschiedliche Zuständigkeiten verteilt werden. Letztlich sind wir somit von einem theoretischen Fokus, zu Beginn des Semesters, schließlich zu ganz praktischen Fragestellungen in Bezug auf die experimentelle Präsentation von Forschungsergebnissen gekommen. Es war uns besonders wichtig, dass jede Forschung ihren angemessenen Platz an dem Abend findet und die Studierenden selbst entscheiden konnten wie sie ihre Ergebnisse präsentieren möchten. Dadurch hat sich der Planungsaufwand und Diskussionsbedarf allerdings enorm erhöht.

4. Forschungsergebnisse

Das Q-Tutorium „#lecker. kulinarische Phänomene geisteswissenschaftlich beschreiben“ hat gezeigt, dass interdisziplinäre Zusammenarbeit möglich und fruchtbar ist. Unter der speziellen Prämisse, dass kein Mitglied des Q-Tutoriums eine gesonderte Expertise bezüglich der Beschreibung von Essen – in all seinen Erscheinungsformen – mitbrachte, konnten wir uns im Austausch miteinander gegenseitig mit gutem Rat und zielführender Kritik unterstützen. Durch den Zugang über das (sinnliche) Beschreiben von Phänomenen und den Versuch diese in der Abschlussveranstaltung „Wissenshunger“ erfahrbar sowie für Außenstehende nachvollziehbar zu machen, schärften wir nicht nur unsere eigene Wahrnehmung von alltäglichen Praktiken einer westlichen kulinarischen Lebensumwelt, sondern konnten auch unsere Gäste dafür sensibilisieren. Das selbstgekochte Essen war somit nicht der

Hauptanlass unseres Zusammenkommens, sondern vielmehr Rahmen und Gliederung der unterschiedlichen wissenschaftlichen Beiträge. Nach Huber ist der Prozess des forschenden Lernens erst dann abgeschlossen, wenn die Ergebnisse auf eine öffentlichkeitswirksame Weise präsentiert werden. Die verbliebenen Teilnehmer*innen des Q-Tutoriums erhielten an diesem Abend die Möglichkeit ihre Forschung während des gemeinsam organisierten Abendessens einer breiteren Öffentlichkeit vorzustellen. Die jeweiligen Themen sind sowohl in das Rahmenprogramm wie auch in die kulinarische Gestaltung eingeflossen. Jede*r bekam einen frei zu gestaltenden Abschnitt des Abends zugewiesen, bei dem beispielsweise ein Vortrag gehalten, eine Verkostung moderiert, ein Fotoprojekt angeleitet oder ein Ranking erstellt wurde. Die restliche Gruppe hat sich unterdessen um die Vorbereitung und den reibungslosen Verlauf des Abends gekümmert. So haben die Kommiliton*innen im Laufe des Abends auch ganz unterschiedliche Rollen einnehmen müssen: Moderator*in, Expert*in, Servicekraft, Veranstaltungsteilnehmer*in, Koch oder Köchin.

Durch den ungewöhnlichen Betrachtungsgegenstand wurden auch die Grenzen der Methoden, welche die Kommiliton*innen jeweils aus ihren eigenen Disziplinen mitbrachten, offensichtlich. Im Rahmen eines thematisch anders ausgerichteten Q-Tutoriums wäre die Selbstbeobachtung und -reflexion unserer Zusammenarbeit sicher ein vielversprechender Beitrag zu Herausforderungen und Schwierigkeiten interdisziplinären Arbeitens gewesen. Wir sind diesem Umstand vor allen Dingen mit Offenheit begegnet: Durch wenige Vorgaben bezüglich der Durchführung einer eigenen Forschungsfrage und die Einbeziehung der gesamten Gruppe in die methodische und thematische Beratung über das Eingebachte, haben wir versucht das Q-Tutorium als Rahmen zu verstehen, der einen Raum der freien Entfaltung und des Experiments einschließt. Wir haben schließlich voneinander gelernt wie unterschiedlich sich Probleme angehen, Texte interpretieren und Fragestellungen fassen lassen. Oft sind wir uns durch den transdisziplinären Dialog auch erst der Beschränkungen unseres eigenen, fachspezifischen Blickes bewusst geworden und wir haben begonnen diesen zu hinterfragen.

Ferner haben wir festgestellt, dass das Format des Q-Tutoriums von den Student*innen nicht wegen der Punkte besucht wurde, sondern aus ehrlichem Interesse für das Thema. Dabei haben wir besonders von der Unterschiedlichkeit unserer Teilnehmer*innen profitiert. Nicht nur kamen sie aus unterschiedlichen Disziplinen, sondern standen auch an unterschiedlichen Punkten ihres Studiums. Da es ein kanonisches Wissen in Bezug auf kulinarische Phänomene allerdings nicht gibt, konnte jede*r ohne Skrupel seine oder ihre Wissenslücken füllen sowie eigene Erkenntnisse mit allen teilen.

Im Verlauf der Veranstaltung konnten wir dem Dilemma – dem subjektiven Sinneseindruck mit Objektivität zu begegnen – auf welches Dollase hingewiesen hat, nicht entkommen. Es wurden somit keine neuen Kriterien, Kategorien oder Begriffe zur Beschreibung von Essen kreiert. Allerdings hat sich gezeigt, dass zu einer eingehenden Betrachtung kulinarischer Phänomene nicht nur die multisensuelle Beschreibung gehört, sondern auch ein interdisziplinäres Analyse- beziehungsweise Interpretationsinstrumentarium. Zwar kann jede Disziplin mit ihren spezifischen Methoden Essen analysieren, aber ob dies dem jeweiligen Gegenstand vollständig gerecht wird, ist zweifelhaft. Stattdessen braucht es vielleicht gerade eine neue Disziplin – wie die Kulinaristik oder die *culinary studies* – um die unterschiedlichen Expertisen zu bündeln. Selbst nur für eine Fallstudie den angemessenen Forschungsprozess vorzuschlagen, hätte den Rahmen unserer Möglichkeiten bereits gesprengt. Sich dieses Problems aber bewusst zu werden, ist bereits viel wert.

5. Literaturliste

Adriá, Ferran: A day at elBulli. 2 Aufl., London: Phaidon 2010.

Anderson, E. N.: Everyone Eats. Understanding Food and Culture, New York: NYU Press 2005.

Assmann, Aleida: Archive im Wandel der Mediengeschichte. In: Ebeling, Knut; Günzel, Stephan (Hrsg.): Archivologie. Theorien des Archivs in Philosophie, Medien und Künsten. Berlin: Kadmos 2009, S. 165-176.

Beil, Ralf: Künstlerküche. Lebensmittel als Kunstmaterial von Schiele bis Jason Rhoades. Köln: DuMont 2002.

Belasco, Warren James: Food. the key concepts. Oxford: Berg 2008.

Beriss, David; Sutton, David E.: The restaurants book. Ethnographies of where we eat. Oxford: Berg 2007.

Brose, J.; Geisler, L.; Gusko, M.; Wolny, Y.: Schmeckt man den Holzofen? Die sensorische Bewertung eines Holzofenbrottes. In: Report by Kampffmeyer Food Innovation GmbH Jg. 1 / 2012, Heft 1, S. 64-67.

Bußmann, Klaus; Müller, Markus (Hrsg.): Food. (Ausst.-Kat.), 3.10.1999-2.1.2000, Münster: Westfälisches Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte 1999.

Celant, Germano: Arts & Foods. Rituals since 1851. Ausst.-Kat. EXPO Milano, Mailand: Electa 2015.

Counihan, Carole; Esterik, Penny van (Hrsg.): Food and Culture. A Reader. New York: Routledge 1997.

Crowther, Gillian: Eating Culture. An Anthropological Guide to Food. Toronto: University of Toronto Press 2013.

Dollase, Jürgen: Geschmacksschule. 3. Aufl, Wiesbaden: Tre-Torri 2005.

Finkelstein, Joanne: Fashioning Appetite. Restaurants and the Making of Modern Identity. London, New York: I.B. Tauris 2014.

Flandrin, Jean-Louis; Montanari, Massimo (Hrsg.): Food. a culinary history from antiquity to the present. New York: Columbia University Press 1996.

Hartung, Elisabeth (Hrsg.): Daniel Spoerri presents Eat-Art. (Ausst.-Kat.), München, Aktionsforum Praterinsel 19.10-9.12.2001, Nürnberg: Verlag für Moderne Kunst 2001.

Hirschfelder, Gunther: Europäische Esskultur. Eine Geschichte der Ernährung von der Steinzeit bis heute. Frankfurt/New York: Campus 2001.

Holzhey, Magdalena (Hrsg.): Eating the Universe. Vom Essen in der Kunst. (Ausst.- Kat.), Düsseldorf, Kunsthalle Düsseldorf, 28.11.2009-28.2.2010; Innsbruck, Galerie im Taxipalais, 24.4.-4.7.2010; Stuttgart, Kunstmuseum Stuttgart, 17.9.2010-9.1.2011, Köln: DuMont 2009.

Jacobs, Marc; Scholliers, Peter: Eating Out in Europe – Picnics, Gourmet Dining and Snacks since the Late Eighteenth Century. Oxford/New York: Berg 2003.

Julier, Alice P.: Eating together. Food, Friendship, and Inequality, Urbana: University of Illinois Press 2013.

Klanten, Robert: CrEATe. Eating, design and future food. Berlin: Gestalten 2008.

Kleinert, M.; Bongartz, A.; Raemy, E.: Eine emotionale Sprachwelt. Das in der Schweiz entwickelte Aromarad hilft, die Sprachlosigkeit bei der Beschreibung von Brotgeschmack zu überwinden. In: Slow Baking Jg.1/2009, Heft 1, S. 44-47

Lemke, Harald: Die Kunst des Essens. Eine Ästhetik des kulinarischen Geschmacks. Bielefeld: transcript 2007.

Morel, Andreas: Der gedeckte Tisch. Zur Geschichte der Tafelkultur. Zürich: Punktum 2001.

Myhrvold, Nathan: Modernist Cuisine. Die Revolution der Kochkunst. Köln: Taschen 2011.

Narr, Wolf-Dieter: Was ist Wissenschaft? Was heißt wissenschaftlich arbeiten? Was bringt ein wissenschaftliches Studium? Ein Brief. In: Franck, Norbert; Stary, Joachim (Hrsg.): Die Technik wissenschaftlichen Arbeitens. Eine praktische Anleitung. 11. Aufl., Paderborn/München/Wien/Zürich: Schöningh 2003, S.15-23.

Polt-Heinzl, Evelyne: Brot. Eine kleine kulinarische Anthologie. Ditzingen: Reclam 1998.

Ribbat, Christoph: Im Restaurant. Eine Geschichte aus dem Bauch der Moderne. Berlin: Suhrkamp 2016.

Sloan, Donald; Leith, Prue (Hrsg.): Culinary Taste. Consumer Behaviour in the International Restaurant Sector. New York: Routledge 2012.

Spence, Charles; Piqueras-Fiszman, Betina: The Perfect Meal. The Multisensory Science of Food and Dining. Somerset: Wiley 2014.

Spoerri, Daniel: Gastronomisches Tagebuch. Itinerarium für 2 Personen auf einer ägäischen Insel nebst einer Abhandlung über den oder die Keftedes, Berlin: Luchterhand 1970.

Vogelzang, Marije: Eat Love. Food Concepts by Eating-Designer Marije Vogelzang. Amsterdam: Bis Publishers 2011.

Anna Franziska Schulze

Generations of Postmemory

Q-Tutorial in the summer semester of 2016

Humboldt-University of Berlin

Philosophical Faculty II

Institute for American Studies

Abstract

This final report of the Q-tutorial “Generations of Postmemory” documents the results of the research I have conducted in this collaborative project with participants of the seminar. It presents the research questions we developed during the tutorial as well as it considers our approach to tackle them. It furthermore includes methodological reflections on the general organization, implementation and format of the tutorial. The report also points out problems we encountered during this project and suggests potential solutions. All in all we have generated a multitude of relevant research questions that are connected to the overall topic of the project. Moreover, students were able to come up with their own research ideas, which they approached in their individual projects. In consequence the methods with which we approached the research questions varied from project to project, depending on each student’s area of interest. Despite these obstacles we were able to develop, discuss and investigate a variety of research questions and thus to contribute to the overall research regarding the topic of postmemory.

1. Background of the Tutorial

In the summer semester of 2016, I was given the opportunity to conduct a research tutorial titled “Generations of Postmemory” in order to explore the concept of postmemory, developed by Marianne Hirsch in her book *The Generation of Postmemory: Writing and Visual Culture After the Holocaust* (2014). Initially, my reading of her work as well as a personal interest in trauma and memory studies sparked my motivation to apply for the tutorial.

In her work, Hirsch focuses on the topic of trauma and to what extent the children of traumatized generations are affected by the experiences of their parents. Thus, it considers in how far trauma can be inherited and also how it manifests itself in literature and visual art of the people, who according to Hirsch, belong to what she terms the “post-generation” or the “generation-after”. Mainly I was curious if her theory, which centers on visual and textual narratives produced by descendants of Shoah survivors, would also be applicable to other contexts. Were there generations of postmemory?

Especially because I was interested in different sociopolitical and cultural contexts, the interdisciplinary character of the Q-tutorial was appealing to me, since it would bring together students from different areas of studies. The project promised to create a unique space to discuss and investigate Hirsch’s theory from a variety of angles that were different from the usual program-centered seminars, which I am attending to complete my MA.

1.1 Format and Objective

Thus, the overall goal of the tutorial was to work with Hirsch’s theory in the context of an interdisciplinary seminar that incorporated the didactic method of research-based learning. The idea behind this approach was for participants to develop a more practical understanding of the topic and to critically engage with Hirsch’s theory. Hence, participants were encouraged to find their own projects, which fit into the overall framework of the tutorial and furthermore reflected on the topic of the seminar itself. The final objective of the tutorial was for students to contribute to the current academic discourse by producing a booklet of essays related to the topic of postmemory.

1.2 Participants

The tutorial was open to BA as well as MA students from Humboldt-University from various fields of study such as English and American studies, gender studies, German literature, African studies, culture and media studies, social sciences and European literatures. Exchange students were also welcome to join the seminar. Participants would be able to earn 3 ETC credits if they attended the tutorial regularly and submitted their final project at the end of the semester.

The tutorial started out with approximately 15 participants and ended with six students handing in their final projects and therefore fulfilling all requirements for the credits. Those students were all enrolled at Humboldt-University in the programs of German studies, English studies, American studies, cultural studies, Russian literatures and gender studies.

2. Research Questions

In the course of the tutorial we came up with a multitude of research questions that ended up serving as a guideline for our individual research projects. Mainly they centered on the concept of postmemory and related notions such as memory and trauma. Yet, we furthermore scrutinized the concepts themselves and how they impact on our own lives and shared realities. Also the ideas of generationality and passed-down trauma figured heavily in these discussions, as they at times seemed to be somewhat fuzzy and imprecise. Research questions that we asked in our discussions of theoretical texts included:

- What is memory and what is postmemory? How do both relate to generationality?
- Can we define a generation in terms of who belongs and who does not? Who is excluded and who is included?
- What are the links between trauma and postmemory?
- Can trauma be inherited?
- Is trauma always an actual experience? How is it related to witnessing? Who do we accept as witnesses? Who is a credible witness and who is not and who determines this? Can there be witnesses who have not experienced the traumatic event themselves but only experienced it indirectly? When does expanding the notion of witnessing become problematic?
- Are there problems with linking trauma to a biologicistic understanding of inheritance and generationality? Should we rather talk about cultural memory?
- How have historical accounts been shaped by power structures? Who is heard and represented in these narratives and who and what remains invisible?
- In what ways can visual and textual narratives be regarded as an archive of alternative stories, which nevertheless contain the realities the artists navigate? Where does fiction start and where does science end?

Obviously this is just a selection of the questions we came up with in our discussions. However, what becomes clear is that the tutorial actually went beyond the rather narrow understanding of postmemory and explored a wider range of philosophical questions that nevertheless were related to the overall topic of the seminar.

3. Steps

During my initial preparation I structured the seminar into four blocks: theory, research preparation, research phase, and discussion of research. In the first session, together with the participants we discussed this structure and also the overall syllabus in order to add the necessary changes, which the students were encouraged to suggest. However, the overall structure remained the same.

3.1 Theory

The theoretical part of the tutorial comprised three sessions in which we familiarized ourselves with the theoretical texts that served as a starting point for our tutorial. In both group-based and plenary discussions we explored Hirsch's concept of postmemory but also read other theorists such as sociologist Avery Gordon, who proposes the alternative concept of "haunting" to describe intergenerational trauma. Furthermore, we read some basic texts on trauma and memory by Aleida Assmann and were also concerned with the literary representation of trauma, for which we read a text by Marita Nadal and Mónica Calvo.

Originally the plan was to come up with our own definition of postmemory that would expand Hirsch's notion. Yet, it turned out to be more productive at this point to just work with our questions, which became the guideline for our explorations.

Furthermore, the theoretical part of the tutorial was an attempt to not only familiarize us with theories that for some were still new, but also to address the heterogeneity of the seminar. As participants were not only majoring in different fields but also were at different points regarding their overall course of studies (we had BA and MA students, to provide a rough idea about range of different levels students were at), it was necessary to create a theoretical common ground. Yet, addressing heterogeneity was also meant to reflect on and to address our own positionalities, in the context of an all white university classroom. These reflections were extremely productive, especially with regard to the sensitive topics we were planning to address in our tutorial. Precisely because socially constructed categories such as race, class, gender and ability figure heavily in the histories of, for example, the Shoah or African American slavery, which were among the topics we wanted to approach, a basic awareness of one's own privileges was of importance. Reflecting on our own positionalities also helped to refine our research questions in ways that made them more sensitive to the issues themselves.

Thus, in this phase of the tutorial, we mainly generated a variety of research questions (included in the section before) and set a framework for the overall class. This also meant defining the objective of the tutorial. Together we agreed on producing an essay collection that would document our seminar and be open to the public.

3.2 Research Preparation

After our theoretical discussions we entered the phase of our research preparation. In order to slowly transition from theory to practice, we went on a field trip to "The Memorial to the Murdered Jews of Europe" and "The Memorial to the Sinti and Roma Victims of National Socialism" in Berlin. Students were also provided with a chapter from *Maus*, Art Spiegelman's canonical graphic novel, which Hirsch also analyzes in her work.

The excursion as well as the text served as a starting point to apply the theories we had discussed in the tutorial so far. After the visit we took some time for a discussion in which we reflected on our personal experience at the memorials as well as the connections we saw between the graphic novel and the architectural works with regard to Hirsch's and Gordon's concepts. This was an important step as it was the first time we talked about the theories in more practical terms.

After this field trip, students documented their experience in a one-page reflection. This reflection was also meant to spark the idea for a personal project, which they would introduce in class in the next session. Overall this approach to come up with ideas for our final essays proved to be very productive, as each student was able to present at least one idea for the final project in the subsequent session.

It turned out that a lot of the participants were interested in creative projects that were different from the original idea of writing academically. However, as we were free to decide which form our final essays took, we decided to also include creative texts and more personal essays as contributions to our seminar, since it seemed to fit the theories to which we had devoted our first sessions. Yet, we also agreed that a creative project would also have to include some reflections on the theories we had read by means of an introduction.

3.3 Research Phase

The research phase comprised about six sessions in total. During this part of the tutorial we met only every other week, at which time each of the students presented the current state of their individual project. In the sessions that were devoted to "independent research" students were given questions, which had to be answered before the next in class meeting. These questions served as a guideline for the research and aimed at encouraging students to work continuously (find the questions attached in the appendix).

This way it was possible to not only work on particularly individual, yet very different projects, but also to maintain the overall structure of the seminar. The answers were posted on the platform Moodle and so each of the participants was able to access all texts. Therefore it was possible for all students to prepare for the next session and know about the state of each project in advance.

In the actual session students then shared their projects in mini-presentations. This way it was possible to also leave the realm of academic writing and talk about the struggles and obstacles they came up against. The seminar became a platform in which we were able to share feedback, comment on the others' projects and exchange ideas and new theories we discovered during our individual research.

Those six weeks were thus rather unconventional, especially with regard to the usual structure of seminars in university contexts. Given the research character of this project, however, I believe it was rather adequate to truly devote some time to the projects themselves, rather than burying participants with readings, which might or might not be relevant to their own individual research. Yet, Moodle was obviously still a great tool to distribute and provide additional optional sources for the entire class.

3.4 Discussion of Research

In our final session participants then presented their projects in fifteen minute long final presentations. Unfortunately most students were not able to finish their projects entirely and asked for more time to complete their essays during the summer. Yet, each of them nevertheless presented their research

and drew connections to the overall topic of the seminar. This session also included reflections on the overall structure and the seminar itself.

4. Results

All in all, we were able to consider the topic of postmemory in a variety of different contexts. Some of the projects focused on African American slavery, others continued to look at the context of the Shoah. Students were also interested in the related topics of trauma and memory and thus their projects focused more on these issues.

Hence, we were able to discuss and show that Hirsch's concept of postmemory can also be applied to different contexts. Yet, this was by no means an attempt to compare traumata or different genocides in terms of establishing a hierarchy. Especially in terms of the African diaspora, Gordon's concept of haunting posed a suitable and sometimes more fitting alternative to Hirsch's theorizing. It became evident that trauma directly and indirectly impacts on familial structures affectively and can be passed-down, as Hirsch already suggested, from one generation to the next. Yet, in different contexts e.g. African American slavery and its legacies and continuations, also other factors such as structural and institutionalized forms of oppression and discrimination may obscure the impacts of intergenerational trauma, as forms of direct and indirect trauma affect individuals simultaneously.

We also came to the conclusion that it would require more time and even more research to fully approach the rather explorative and broad question whether there are generations of postmemory. Yet, within the realms of possibility the tutorial offered, we were able to successfully contribute a range of research questions and ideas and therefore added to the academic discourse surrounding the topic of postmemory.

5. Reflections on the Tutorial

In conclusion, this research tutorial provided a great opportunity for students of different backgrounds and different levels to collaboratively work on a research project. Students remarked that they especially appreciated the freedom to work creatively and truly focus on their individual interests, while at the same time being provided with theoretical input. Especially because the seminar was rather small toward the end, it was easy to devote a lot of time to the students' projects and give extensive feedback, which in context of traditional university seminars is difficult due to higher numbers of participants.

Yet, although we had generally devoted a lot of time to the research itself, many of the students were not able to finish their projects until the end of the seminar. This was due to the short time we were given to tackle this rather broad topic. In the course of one semester it is hardly possible to start and complete a research project of this size and to furthermore adequately document this research. Especially since the interdisciplinary character required us to address the heterogeneity of the seminar and to devote quite a bit of time to establish academic common ground.

Despite this critique, students, according to their own feedback, felt positive about the seminar. Also given the rather small time frame, the results we generated nevertheless present a relevant contribution to current academic research concerning postmemory.

6. Works Consulted In the Tutorial

- Ahmed S. (2004) *The Cultural Politics of Emotion*, Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Andres Julia and Stephen Joyce BL, Wilfried Raussert and Althea R. Wait. (2010) Introduction. *Remembering and Forgetting: Memory in Images and Texts*. Bielefeld: Aisthesis Verlag.
- Assmann A. (2010) Re-framing memory. Between individual and collective forms of constructing the past. In: Tilmans et. al (ed). *Performing the Past: Memory, History and Identity in Modern Europe*. Amsterdam: Amsterdam University Press.
- Assmann J. (2008) Communicative and Cultural Memory. In: Erll ANaA (ed) *A Companion to Cultural Memory Studies*. New York: DeGruyter, 109-118.
- Coates T-N. (2015) *Between the World And Me*, Melbourne: The Text Publishing Company.
- Erll A. (2008) Cultural Memory Studies: An Introduction. In: Erll et al (ed). *A Companion to Cultural Memory Studies*. New York: DeGruyter, 1-15.
- Franklin R. (2011) Identity Theft. *A Thousand Darkneses*. Oxford: Oxford University Press, 215-234.
- Gordon AF. (2008) *Ghostly Matters: Haunting and the Sociological Imagination*, Minnesota: New University of Minnesota Press.
- Hirsch M. (2012) *Generation Postmemory: Writing and Visual Culture after the Holocaust*, New York: Columbia UP.
- Nadal MaMC. (2014) Trauma and Literary Representation: An Introduction. *Trauma in Contemporary Literature: Narrative and Representation*, New York, NY: Routledge.
- Neumann B. (2012) The Literary Representation of Memory. In: Erll et al (ed). *A Companion to Cultural Memory Studies*. New York: De Gruyter, 333-342.
- Sontag S. (1979) *On Photography*, London: Penguin Books.
- Sontag S. (2003) *Regarding the Pain of Others*, New York: Farrar, Straus and Giroux.
- Spiegelman A. (2003) *The Complete Maus*, London: Penguin Books.
- Straub J. (2012) Psychology, Narrative, and Cultural Memory: Past and Present. In: Erll et al (ed). *A Companion to Cultural Memory Studies*. New York: De Gruyter.
- Strawson G. (2015) The Dangerous Idea That Life Is A Story. *Aeon Magazine*.

6. Appendix

These were the questions posted for students on the platform Moodle for the “Independent Research” sessions.

Independent Research: Session I

Write at least 1 page (Times New Roman, 12, 1.5 spaced) in which you answer the following questions about your project (Introduction) until 12th of June:

- What: is my research topic? Brief introduction of author/artist; situate piece historically (when was the novel written/ the piece produced)?
- Why: why did I choose this artist/author/novel/drawing/photograph/exhibition?

- How: which theories am I going to use to analyze this piece? What methodology will I apply (close reading? Data analysis etc.)

If you are working on an informal/non-academic text or work of art, present your work in progress. The questions might also be different in this case (please include a picture if this is a visual project):

- What: is the project I am working on? Brief introduction of what you are doing exactly. Which theories and ideas, works of art, novels, and poems did inspire you? What are you trying to express?
- Why: did you choose this format?
- How: what materials are you going to use? How are you going to proceed? What are problems you have encountered?

Independent Research: Session II

Please write a page about the theories and secondary sources you use.

- summarize at least two secondary sources that inspire your project or substantiate your argument
- you can either use a text provided in the seminar or your own findings.
- write at least a page about the main theoretical argument of these texts and how this relates to your project
- include bibliographical information

Also be ready to talk about the problems you've encountered in your research.

- identify at least two problems that complicate your argument/research
- how did you cope with them?
- write a paragraph about this

Independent Research: Session III

For next session: as we have talked about what, why and how and also discussed the theories we want to use, it's time to start with the actual project.

- this means the actual analysis, for those who are planning to write essays about graphic novels or novels.
- or the discussion of a photograph you want to include in your analysis
- or your collage
- or simply a section of the creative text you are working on
- remember: this is only an 8-(max) 10 page essay, so it will be enough to do a close reading of only one section of a book or to only include one photograph. You won't have the time to discuss an entire work of art but simply work on a topic, theme and connect this to the seminar.

Jona Bauer

Nikita Sorgatz

Gesellschaft, Macht, Wirtschaftswissenschaft. Macht Wirtschaftswissenschaft Gesellschaft?

**Analyse eines wechselseitigen
Wirkungsverhältnisses**

Q-Tutorium im Sommersemester 2016

Humboldt-Universität zu Berlin

Philosophische Fakultät I

Institut für Philosophie

1. Hintergrund

Die Wirtschaftswissenschaft besitzt eine Sonderrolle in der Gesellschaft. Sie ist wie keine andere Sozialwissenschaft institutionell in politische Prozesse eingebunden. Andererseits fällt sie durch eine Omnipräsenz in Alltagsdiskursen auf, die von Stammtischen über Bildungseinrichtungen bis zu Beziehungsratgebern reicht. Gleichzeitig setzt die Wirtschaftswissenschaft auf ein naturwissenschaftliches epistemologisches Fundament, dass ein Einflussnehmen von Theorie auf den von ihr beschriebenen Gegenstand nicht vorsieht. Diese Rolle ist vielen Ökonom_innen bewusst und wird von einigen als großer Vorteil gegenüber anderen Sozialwissenschaften gesehen (so etwa in *Lazear, Edward, 2000: „Economic Imperialism“*).

Das Q-Tutorium entstand aus dem Bedürfnis heraus, die Wirtschaftswissenschaften in ihrer Sonderrolle besser zu verstehen. Von Anfang an waren wir überzeugt, dass es hierzu einer Kombination verschiedener disziplinärer und methodischer Ansätze bedarf.

2. Vorbereitungsphase

Seinen Anfang nahm das Q-Tutorium im Februar 2015. In zahlreichen Gesprächen formte sich unser Konzept. Aus einem großen Feld an Literatur musste etwas Sinnvolles, aber vor allem auch Realisierbares entstehen. Bei der Ausarbeitung des Antrags war es sehr hilfreich, dass Freund_innen von uns bereits Q-Tutorien vorbereitet hatten und Feedback geben konnten.

Vom ersten Entwurf bis zum eingereichten Seminarplan änderte sich vieles drastisch. Im Mittelpunkt stand hier die Frage, wie wir unser Forschungsfeld eingrenzen können, ohne dabei wichtige Teile außer Acht zu lassen. In regelmäßigen Treffen stellten wir schrittweise einen detaillierten Seminarplan zusammen.

Doch dieser Plan erwies sich alles andere als statisch. Nach der erfolgreichen Bewerbung setzten wir uns im Rahmen des Qualifikationsprogramms des bologna.labs mit dem „forschenden Lernen“ auseinander. Das pädagogisch-didaktische Konzept stellt die eigenverantwortliche Arbeit des Lernenden an einem eigenen Projekt gegenüber der reinen Wissensvermittlung in den Vordergrund. Dieser Ansatz erschien uns passend und hilfreich für unser Vorhaben.

Im Feedback mit den andern Q-Tutor_innen stellte sich heraus, dass unser ursprünglicher Seminarplan zu umfangreich und dadurch nicht realisierbar war. Durch Kürzungen und Umstrukturierungen klammerten wir Aspekte aus, die wir ursprünglich behandeln wollten, um mehr Zeit für das eigenverantwortliche Arbeiten in der Forschungsphase zu gewinnen.

Außerdem entschieden wir uns dazu, mit Ausschnitten statt mit kompletten Aufsätzen zu arbeiten, um das wöchentliche Lesepensum im Durchschnitt bei zehn Seiten zu halten.

3. Seminarphase

Zu unserer Überraschung wurde zur ersten Sitzung der Raum so voll, dass viele Studierende auf Tischen und Boden sitzen mussten. Auch die folgenden Sitzungen waren mit etwa 40 Personen wesentlich zahlreicher besucht als wir erwartet hatten.

Die Seminarphase gliederte sich in drei inhaltliche Abschnitte. Zunächst beschäftigten wir uns anhand des Phänomens des ökonomischen Imperialismus mit einer Einführung in die Wirtschaftswissenschaft.

Ihre wichtigsten Begriffe und grundlegenden wissenschaftstheoretischen Konzepte sollten als Basis für die kommenden Diskussionen und die Forschungsphase allen geläufig sein. Dabei hatten wir das Ziel, einen Raum zu schaffen, in dem alle Teilnehmenden sich trauen, Fragen zu stellen und bereit sind, sich gegenseitig Begriffe, Konzepte und Theorien zu erklären. Um über das Semester alle auf dem gleichen Stand zu halten, beschlossen wir gemeinsam im Kurs, jede Sitzung mit einer kurzen Rekapitulation zu beginnen, die jede Woche von einer anderen Person übernommen wurde.

Aus der Erzählungen ehemaliger Q-Tutor_innen wussten wir, dass nicht alle Teilnehmenden bis zur Forschungsphase dabei bleiben würden. Vielmehr signalisierten manche von vornherein, dass sie aus zeitlichen Gründen nicht bis zum Ende teilnehmen könnten, aber dennoch sehr am Thema und den besprochenen Texten interessiert seien. Diese Personen wollten wir nicht unberücksichtigt lassen. Eine strikte Trennung zwischen Forschungs- und Seminarphase widerspricht zwar der Methode des forschenden Lernens, die den Erwerb von Methodenkenntnissen und die Erarbeitung von Informationen als Teil des Forschungsprozesses sieht. Um Teilnehmende mit anderen Verpflichtungen allerdings nicht auszuschließen, orientierte sich unsere Seminarphase strukturell am klassischen Seminar mit Textarbeit. Jedoch setzten wir mehr Gruppenarbeit als üblich ein, um allen die Gelegenheit zum Sprechen zu geben. Uns war wichtig, in Vorbereitung auf die Forschungsphase das Diskutieren im interdisziplinären Rahmen zu üben.

Im zweiten Abschnitt gingen wir dem wissenschaftstheoretischem beziehungsweise epistemologischem Unterbau der neoklassischen Wirtschaftswissenschaft auf den Grund. Im Zentrum stand hier insbesondere eine ausführliche Auseinandersetzung mit dem Positivismus. Im Zuge dessen wurde die Position als neutrale_r objektive_r Wissenschaftler_in, die zentral für ein positivistisches Wissenschaftsverständnis ist, mittels wissenschaftssoziologischer und feministischer Ansätze näher beleuchtet und kritisch diskutiert. Während der Plenumsgespräche zeigte sich, dass die Teilnehmenden in ihrem Wissenschaftsverständnis teilweise stark von ihrem fachlichen Hintergrund geprägt waren. Die Fragen und Themen, die während den Diskussionen aufkamen, dienten als Ausgangspunkt für ein erstes Brainstorming zu möglichen Forschungsfeldern.

Der dritte und letzte Abschnitt der Seminarphase drehte sich vor allem um das Konzept der Performativität und die Frage, wie akademisch-ökonomische Theorie performative Wirkung entfaltet oder entfalten kann. Dazu behandelten wir zunächst Performativität in einem linguistischen und eher allgemeinen Kontext. Danach bezogen wir das Konzept auf die Theorien in der Volkswirtschaftslehre. Ferner bemühten wir uns, Bedingungen zu thematisieren, die für eine erfolgreiche Performierung gegeben sein müssen.

Im Laufe des Semesters entfernten sich unsere wöchentlichen Treffen immer weiter vom klassischen Seminaraufbau, da wir für den Gruppen- und Themenfindungsprozess nach und nach immer mehr Raum zu Verfügung stellen wollten.

4. Forschungsphase

Insgesamt nahmen 24 Personen an der Forschungsphase teil, die sich auf acht Gruppen aufteilten. Die größtenteils essayistischen Forschungsprojekte bewegten sich in drei Themenfeldern: Dem Prozess der Ökonomisierung, dem Homo Oeconomicus und seiner Verbreitung in den Disziplinen jenseits der Wirtschaftswissenschaft und dem Spannungsverhältnis von Ideologie, Politik und ökonomischer Theorie.

4.1 Ökonomisierung

Gleich drei Forschungsprojekte setzten sich mit dem Phänomen der Ökonomisierung auseinander. Ökonomisierung wurde hier allgemein als Prozess verstanden, in dem Wirtschafts- und Marktlogiken auf andere Sphären der Gesellschaft übertragen werden.

Das erste Projekt bestand in einer grundlegenden sozialphilosophischen Auseinandersetzung mit dem Begriff der Ökonomisierung. Hierbei stand insbesondere die im Begriff angelegte Annahme einer ausdifferenzierten und in funktionale Sphären gegliederte Gesellschaft im Fokus. Ein Ergebnis der Arbeit ist, dass diese Ausdifferenzierung zeitlich mit dem Aufkommen der klassischen politischen Ökonomie und der darauffolgenden Trennung zwischen Wirtschafts- und Sozialwissenschaft zusammenfällt.

Unter dem Obertitel „Ökonomisierung der Familie“ deckte am Beispiel des Elterngeldes die Gruppe mit den meisten Personen eine Vielzahl unterschiedlicher theoretischer Zugänge ab. Dabei wurde zunächst die bereits erwähnte Trennung zwischen sozialer und ökonomischer Sphäre aufgegriffen, die sich hier in Gegensatzpaaren wie Arbeit/Familie oder Hausarbeit/Lohnarbeit niederschlägt und mit Hinblick auf die Verschränkung von Geschlechterrollen und der Struktur der kapitalistischen Marktwirtschaft analysiert wurde. Daran schließt eine wirtschaftswissenschaftliche Analyse der Ziele an, die mittels des Elterngeldes erreicht werden sollen. Im Ergebnis wird konstatiert, dass vor allem die Gleichstellungsziele nicht erreicht werden. Unter der aktuellen Anreizstruktur des Elterngeldes sei es für viele Paare weiterhin ökonomisch sinnvoll, nach der Geburt des Kindes in eine traditionelle Rollenaufteilung zurückkehren. Die Abkehr vom männlichen Ernährermodell zugunsten des Adult-Worker-Modells, bei gleichzeitigem Beibehalten von traditionellen Normen und ohne eine flankierende Sozialpolitik, priorisiere wirtschaftliche Interessen. Dabei blieben Gleichstellungs- und Gerechtigkeitserwägungen zweitrangig.

Diese Analyse wird durch zwei philosophische Beiträge ergänzt, die sich vor allem auf die Ansätze von Michel Foucault und Judith Butler stützen. Sie gehen der Frage nach, wie Theorien und Konzepte der Wirtschaftswissenschaften ihren Weg in den Alltag und in das Wirtschaftsleben finden. Wie kommt es überhaupt dazu, dass sich Subjekte die Frage stellen, ob es aus ökonomischen Gesichtspunkten sinnvoll ist, ein Kind zu bekommen?

Ähnlich gelagert war das Forschungsvorhaben „Ökonomisierung der Liebe“. Es untersuchte einen ähnlichen Ansatz anhand von Onlinedating und dem Trend zur Darstellung von Liebe und Sexualität in der Werbung. Bei beiden Phänomenen zeigt sich, dass Liebesbeziehungen und der Konsum von Waren immer enger miteinander verknüpft werden. Dating-Plattformen sind etwa strukturell ähnlich aufgebaut wie Onlineshops, die es ermöglichen, Waren anhand standardisierter Beschreibungen und Fotos im Produktvergleich gegeneinander abzuwägen. Um aus der Fülle der Profile herauszustechen, müssen die Individuen sich selbst inszenieren. Interessanterweise wird auch beschrieben, wie manche User*innen versuchen, diese Standardisierung unterlaufen, in dem sie die vorgegebenen Fragen möglichst individuell und kreativ beantworten. Der Trend hin zur Liebe in Werbeslogans und -spots wird als recht neues Phänomen beschrieben. Nach einer Einführung in Werbestrategien und aktuelle Trends in der Werbung wird ein Werbespot für Kinder-Riegel beispielhaft analysiert.

4.2 Homo Oeconomicus

Der Homo Oeconomicus ist als Grundbaustein neoklassischer ökonomischer Theorie immer wieder Gegenstand von Kritik und Analysen. Eine Gruppe beschäftigte sich mit dem Homo Oeconomicus als Beispiel für den ökonomischen Imperialismus und zeigte anhand der Politikwissenschaft, dass so Forschungs- und Erklärungslücken außerhalb der Wirtschaftswissenschaft geschlossen werden können. Jedoch fließen die Anpassungen, Ergänzungen und Kritik des Modells, die im diesem Zuge gemacht werden, selten in die Wirtschaftswissenschaft zurück. So verhalte es sich auch mit der feministischen Kritik am Homo Oeconomicus als männlich hegemonialer Stereotyp eines rationalen Menschen. Die Gruppe kam zum Ergebnis, dass ein solcher Rückfluss stärker stattfinden sollte, um die gewonnenen Erkenntnisse besser nutzbar zu machen.

Eine weitere Gruppe setzte sich aus juristischer und sozialwissenschaftlicher Perspektive mit den Folgen des ökonomischen Imperialismus auseinander, indem sie die Forschungsströmung der Ökonomischen Analyse des Rechts kritisch untersuchte. Diese wendet den Analyserahmen des Homo Oeconomicus und der Wohlfahrtstheorie auf das Rechtssystem an und bewertet dieses normativ. Die Arbeit stellt vor allem die Frage, welche Folgen es hat, Effizienz als zentrales Bewertungskriterium des Rechtssystems heranzuziehen.

4.3 Spannungsverhältnis zwischen Ideologie, Politik und ökonomischer Theorie

Beim Projekt „Visionen einer feministischen Volkswirtschaftslehre“ handelt es sich nicht um eine herkömmliche Forschungsarbeit. Vielmehr stellt sie einen Vorschlag dar, wie das neoklassisch dominierte Studium der Volkswirtschaftslehre um ein feministisches Modul erweitert werden könnte. Das gängige VWL-Studium, das androzentrische Methoden und Theorien lehrt, reproduziere die Machtverhältnisse und Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern. Um dem entgegenzuwirken, entwickelte die Gruppe eine Reihe von Vorschlägen für ein feministisches Modul, das von einer Kritik am Homo Oeconomicus über die Frage der Reproduktionsarbeit bis zu alternativen Wirtschaftsentwürfen wie dem Postwachstum reicht.

Eine andere Gruppe nahm sich vor, die Einflussnahme verschiedener Entscheidungsträger bei den Verhandlungen der Transpazifische Partnerschaft, einem Handelsabkommen zwischen Japan und den USA, zu analysieren. Dabei sollte es nicht bei einer Analyse auf der Ebene der verschiedenen Länder oder einzelner Industrien oder Regierungen bleiben. Ziel war es, mit einer Analyse konkreter Verhandlungen und deren Ergebnissen die allgemeine Analyse zu ergänzen. Leider war es der Gruppe nicht möglich, über Verhandlungsunterlagen, Interviews oder Presseberichte einen ausreichenden Einblick in die Verhandlungen zu erhalten, weshalb die Arbeit theoretischer als geplant ausfiel.

Ein weiteres Forschungsprojekt hatte den Liberalismus und seine Entwicklung nach dem zweiten Weltkrieg zum Gegenstand. Konkrete Beispiele, wie etwa Gary Beckers theoretische und politische Sicht auf Diskriminierung, wurden herangezogen, um den Neoliberalismus anschaulich zu definieren. Anhand der beiden Ökonomen Milton Friedman und Gary Becker wird eine Erklärung angeboten, wie und unter welchen Bedingungen sich der Liberalismus wandelte und als Neoliberalismus zu einer dominanten politischen Kraft werden konnte.

5. Abschlussveranstaltung

Als Abschlussveranstaltungen des Q-Tutoriums lassen sich zwei Projekte nennen. Einerseits haben wir im August für die Konferenz "Plurale Ökonomik" des Instituts für Makroökonomische Konjunkturforschung (IMK) der Hans-Böckler-Stiftung einen Open Space konzipiert und durchgeführt. Hierbei haben sich ca. 70 Konferenzteilnehmer*innen spielerisch über Ihre Rolle und Verantwortung als (zukünftige) Wirtschaftswissenschaftler Gedanken gemacht. Darüber hinaus ist ein Panelabend geplant, an dem sich die Kursteilnehmenden ihre Forschungsarbeiten gegenseitig vorstellen können. Diese Veranstaltung wurde allerdings wegen Terminproblemen ins Wintersemester 2016/2017 verschoben.

6. Fazit

Wir möchten uns überaus herzlich bei allen Tutoriumsteilnehmenden bedanken, die in einem großen Maße zum Gelingen dieses Kurses beigetragen haben. Wir haben uns sehr gefreut, dass so viele das ganze Semester über dabei waren. Das Tutorium hat durch seinen interdisziplinären Ansatz für viele Studierende eine Chance geboten, über den Tellerrand hinauszublicken und mit Disziplinfremden zu diskutieren. In den Worten einer teilnehmenden Erasmusstudierenden: „I think this was the most interesting module I did during my studies at Humboldt University. At my home university, we don't have these kind of modules“.

Als Tutoren haben wir bei der Durchführung des Q-Tutoriums in gewaltigem Umfang gelernt. Unsere didaktischen Fähigkeiten sowohl bei der Planung als auch bei der Umsetzung konnten wir im Laufe des Semesters ausbauen. Wir lernten mit der Zeit, besser mit der Heterogenität der Teilnehmenden in Studienfortschritt, methodischem Hintergrund und Erstsprache umzugehen. Doch blieb dies eine der Hauptherausforderungen bis zum Ende. Im Nachhinein hätten wir gerne an manchen Stellen mehr Freiräume gelassen, an anderen dafür mehr Vorgaben gemacht. An einzelnen Punkten wäre es besser gewesen, mit klareren und weniger hohen Erwartungen an die Teilnehmenden heranzutreten. Beispielsweise stellte sich heraus, dass die Diskussion von Themen schlechter funktionierte, wenn die zugehörigen Texte zu komplex oder zu voraussetzungsreich waren. Darüber hinaus sind wir mit dem Grad an Transparenz mancher unserer Entscheidungen im Nachhinein nicht zufrieden. In Zukunft möchten wir diese besser kommunizieren und begründen.

Kann sich das Konzept des forschenden Lernens auch sehr am Forschungsprodukt orientieren, halten wir das Produkt eher für ein Mittel, nicht für den Zweck dieses didaktischen Ansatzes. In unserem Tutorium „Gesellschaft, Macht, Wirtschaftswissenschaft. Macht Wirtschaftswissenschaft Gesellschaft?“ stand deswegen der Lernprozess aller Beteiligten im Vordergrund gegenüber einer Veröffentlichung.

Unserer Meinung nach sollte forschendes Lernen im universitären Kontext auf jeden Fall mehr Anwendung finden. Wir sind allerdings gespannt, inwieweit dies bei der stark merklichen Verschulung vieler Studiengänge im Zuge des Bologna-Prozesses möglich sein wird. Eine Universität, in der die Studiengänge mehr und mehr auf die Wissensvermittlung eines starren Curriculums reduziert werden, bietet wenig Platz für Reformierungen in die Richtung, wie sie die Vordenker des forschenden Lernens in den 1970er Jahren formulierten.

Wir sind sehr zufrieden mit dem Verlauf des Tutoriums und danken dem bologna.lab der Humboldt-Universität zu Berlin und ihrem Team für die stets professionelle und herzliche Betreuung.

Lukas Valtin

Christian Kracht und die Postdemokratie

Q-Tutorium im Sommersemester 2016

Humboldt-Universität zu Berlin

Philosophische Fakultät II

Institut für deutsche Literatur

1. Hintergrund und Fragestellungen

Die Fragestellung des Q-Tutoriums entwickelte sich aus dem vagen Gefühl heraus, dass die Kontroverse, die das literarische Werk Christian Krachts seit seinen Anfängen begleitet und besonders bei Erscheinen des Romans *Imperium* Anfang 2012 sehr erbittert geführt wurde, sich auf zwei Pole verteilt, die beide die eigentliche Relevanz dieser Literatur nicht wirklich erfassen können: auf der einen Seite die Position, die ausschließlich ästhetische Debatten an die Lektüre knüpfen will, und auf der anderen jene, die politische Kommentare in einer zu oberflächlichen Lektüre aus den Texten herauszuziehen versucht und dabei ästhetische Aspekte sträflich unbeachtet ließ.

Die Suche nach einem Zugang, der beide Pole zusammenzuführen vermochte, endete beim Diskurs über die »Postdemokratie«, der seit Ende der 1990er Jahre unter Politikwissenschaftler_innen und politischen Philosoph_innen geführt wird und vor allem in der Folge der Veröffentlichung von Colin Crouch' vielbeachtetem Buch *Postdemokratie* im Jahr 2008 rege Beteiligung fand. Besagter Diskurs sieht die Demokratie »westlicher« Länder als in einem Formwandel begriffen, der von den meisten Kommentator_innen negativ (Rancière, Crouch), in produktiver Abweichung hiervon aber teilweise auch neutral bis positiv bewertet wird (Blühdorn). Im Fokus stehen dabei vor allem auch die Strukturen der Öffentlichkeit, die in modernen, westlich-liberalen Gesellschaften stets medial vermittelt ist, meist im Medialen überhaupt nur existiert und deshalb also immer stärker und mehrfach ästhetisiert ist, und die zwar auf der Ebene des öffentlich Sichtbaren, Repräsentativen und Inszenatorischen – der Ebene, auf der eben auch der öffentliche und politische Diskurs der breiten Bevölkerung stattfindet – als demokratisch zu charakterisieren ist, in der jedoch jenseits dieser Inszenierung und in international geweiteter Perspektive gegenläufige Tendenzen auszumachen sind. Daran schließt sich also direkt ein zweiter wichtiger Streitpunkt des Diskurses an: das Verhältnis von Demokratie und Totalitarismus. Kurz gefasst, klopft der Postdemokratie-Diskurs demokratische Strukturen (ob real existierende oder lediglich ihre Theorie) auf totalitäre Tendenzen oder, gewissermaßen, totalitäres »Erbgut« ab und versucht, Defizite auszumachen. Er führt also im besten Fall die Diskussion über Inhalte (Demokratie, Totalitarismus) mit der über ihre mediale Repräsentation (Öffentlichkeit) als mindestens gleichberechtigt zusammen.

Christian Kracht, so also der initiative Gedanke, könnte ganz Ähnliches auf literarischem Wege versuchen oder die postdemokratische Kritik als Grundlage seiner Literatur nehmen (wobei auch die Art und Weise der Inszenierung seiner Autorpersona hier mit hineinspielt), weshalb eine Erforschung des Verhältnisses dieser zum Postdemokratie-Diskurs versprach, aufschlussreich zu sein. Die übergeordnete Frage, für die die Beschäftigung mit Krachts Werk dabei gewissermaßen exemplarisch war, lautete dabei: Wie kann Literatur (und wie können andere Kunst- und Äußerungsformen) auf den postdemokratischen Wandel reagieren, sich der omnipräsenten Inszenierung im öffentlichen Raum und der Absorbierung durch sie womöglich entziehen oder produktiv für sich nutzbar machen und so, in ihrer Subversion, größeres politisches Gewicht finden?

2. Arbeitsschritte

Aus dem oben skizzierten Forschungsinteresse ergab sich notwendigerweise folgende Vorgehensweise: Zunächst musste ein Überblick über die beiden zusammenführenden Textkorpora verschafft werden: **1.** den Postdemokratiediskurs und **2.** Christian Krachts Literatur. Dann wurden diese in einem dritten (**3.**) Schritt aufeinander bezogen, woraus sich **4.** ein individueller, neuer Zugang auf Krachts Werk (oder aktuelle Literatur im Allgemeinen) ergeben sollte, der in einem Essay (oder

wahlweise einer anderen Auseinandersetzungsform) festzuhalten war. Zwischen Schritt 3 und Schritt 4, bzw. sich in beide Richtungen mit diesen überschneidend, war außerdem Zeit und Raum eingeplant, um theoretische bzw. essayistische Texte mit in die Diskussion einzubeziehen, die nicht direkt dem Postdemokratie-Diskurs zuzuschreiben sind, jedoch an ihn angrenzen. Da der Postdemokratie-Diskurs ein relativ junger Diskurs ist, der viele Einzeldiskurse anderer Felder zusammenführt, war vorzusehen, dass mit zunehmend konkretisiertem Forschungsinteresse der Teilnehmenden bestimmte angrenzende Felder in den Fokus rücken würden. Einige thematisch zunächst offen gelassene Sitzungen gegen Ende des Semesters sollten also gewährleisten, hierauf flexibel reagieren zu können.

Zu 1.: Zunächst (Sitzung 1) wurde in diesem Abschnitt mit mehreren kurzen Texten in die Geschichte und Theorie der Demokratie und ihrer Kritik eingeführt sowie ein Überblick über den Postdemokratiediskurs gegeben. Zunächst wurde FRELVEs Standardwerk zur Demokratie zu Rate gezogen, in welchem er u.a. darauf hinweist, dass die Kritik der Demokratie genauso alt ist wie diese selbst und in dem er einige oft genannte Kritikpunkte aufzählt: demokratische Entscheidungsprozesse seien oft zu langsam, Kompromisse seien verwässert, die Partizipation schwach, geringe politische Effizienz sei der Demokratie oftmals vorzuwerfen und Verantwortlichkeiten würden verwischt. Er stellt außerdem die Frage, ob Politik zum reinen Krisenmanagement verkommen sei, nur noch systemische Zwänge verwalte, für Diskussionen über Gesellschaftsideen in größerem Maßstab aber keinen Raum lasse. Schließlich führt er an, viele Theoretiker*innen hielten die mangelnde Konfliktivität im aktuellen demokratischen Diskurs, das Streben nach Konsens, für fatal: Für viele Bürger v.a. westlicher Länder sei die Demokratie ohnehin zur Selbstverständlichkeit geworden, die nicht mehr erstritten werden müsse, und je mehr Konfliktivität auch im gesellschaftlichen Diskurs abgebaut werde, desto mehr schwinde ihre Begeisterungskraft.

Colin CROUCHs Thesen beinhalten: die Macht global agierender Unternehmen auf nationale Entscheidungsfindungen; die Unfähigkeit sozio-ökonomisch schwacher Gruppen (z.B. Dienstleister*innen oder Kulturbetrieber*innen), eine eigene politische Agenda zu formulieren bzw. sich selbst überhaupt als Gruppe wahrzunehmen; die Politik als abgeschlossene Sphäre, aus der heraus nur noch über verzerrende Meinungsforschung Kontakt zur Bevölkerung bestehe; die Vorausplanung der politischen Kommunikation und von gesellschaftlichen Debatten durch PR-Profis, was u.a. ein Niveauverfall dieser politischen Kommunikation nach sich zieht (Parteien als *Stimmenwerber*, die sich auch der Kommunikationstechniken der Werbung bedienen).

Claudia RITZI wiederum schlägt eine "öffentlichkeitstheoretische Reformulierung des Konzeptes der Postdemokratie vor", sodass auch "Diskursstrukturen angemessen erfasst" werden könnten. Für sie beschreiben Rancière, Crouch und andere Theoretiker*innen der Postdemokratie mit ihren Konzepten "eine schleichend voranschreitende Transformation des politischen Meinungs-, Willensbildungs- und Entscheidungsprozesses in westlichen Demokratien im Verlauf der letzten rund 30 Jahre, als deren Ursache sie die Ökonomisierung bzw. Neoliberalisierung der gesellschaftlichen Beziehungen" – und Begründungslogiken – "identifizier[t]en [...]" (RITZI, 3f.).

Sitzung 2 konzentrierte sich auf Jacques RANCIÈRE und seine dichte, komplexe Auseinandersetzung mit der Postdemokratie, die weitgehend von einem demokratiekritischen Ton geprägt ist. An dieser Stelle können nur einige wenige seiner Argumente wiedergegeben werden. Auch Rancière kritisiert den Konsens als politisches Ideal: Dieser lasse die polemische Instanz verschwinden, die disparate gesellschaftliche Gruppierungen und ihre Weltanschauungen ins Verhältnis setze. Zentral für Rancières

Auseinandersetzung mit der Postdemokratie ist v.a. seine Neudefinition des »Politischen« als der grundlegend ergebnisoffene Streit über gesellschaftliche Verhältnisse, und dessen Gegenüberstellung mit der »Polizei«: Darunter versteht er die be- und feststehenden gesellschaftlichen Strukturen, die auch eine Aufteilung des Sinnlichen beinhalten, bei der indirekt bestimmte Arten von Hör-, Seh- und Sagbarkeit auf bestimmte Räume und bestimmte gesellschaftliche Gruppen aufgeteilt werden. »Politik«, wie er sie versteht, als Streit von gleichberechtigten Subjekten, ist dabei im aktuellen demokratischen System nur sehr selten anzutreffen, sie wird aus dem »polizeilichen« System ausgeschlossen, und mit ihr bestimmte, gesellschaftliche Gruppierungen, bestimmte Teile des *demos*. Nichtsdestotrotz reklamieren die Demokratie für sich die vollständige Darstellung des Volkes, dessen tatsächliche Erscheinung und Präsenz allerdings viel eher durch Simulakren seiner selbst ersetzt werde (z.B. über das Instrument der Meinungsforschung und stark ästhetisierte gesellschaftliche Kommunikation).

Sitzung 3 versuchte, mit der Lektüre von Texten Ingolfur BLÜHDORNs, der mit seinem Konzept der »Simulativen Demokratie« versucht, die Postdemokratie bzw. postdemokratische Verhältnisse (wie sie u.a. auch Rancière kritisiert) als gewissermaßen zeitgemäße, »historisch angemessene und legitime Nachfolgerin der liberal-repräsentativen Demokratie« (BLÜHDORN 186) positiv umzudeuten, die Negativerzählung »Postdemokratie« herauszufordern und den Blickwinkel produktiv zu verschieben. Zunächst diagnostiziert Blühdorn dabei das zu Grunde liegende Paradox: Die klassische Demokratietheorie mit ihrem Prinzip der Repräsentation und Partizipation (und auch Crouch) ging von einem stabilen Subjekt mit einer klar definierten Identität aus, dessen Forderungen also auch zuverlässig von einem Positionspapier einer politischen Partei repräsentiert und artikuliert werden konnten. Wie sich Subjekte konstituieren, hat sich allerdings im Laufe der Geschichte der Demokratie rasant und radikal geändert – Identitäten sind sehr viel flüchtiger, flexibler, vielschichtiger geworden und dabei immer stärker von der Macht des Marktes vereinnahmt, werden vor allem über Konsumhandlungen definiert und ausgedrückt. Die Demokratie und ihre Institutionen jedoch hinken bei der Anpassung daran weit hinterher, zumal ihre Techniken und Verfahren in heutigen Konsum- und Wettbewerbsgesellschaften nicht mehr zwangsläufig als effizient wahrgenommen werden. Die diskursive Simulation der Demokratie nun ist für den Politikwissenschaftler schlicht eine Kulturtechnik, die dieses Paradox kompensiert, letztendlich also eine Anpassung der Demokratie an gegenwärtige Gegebenheiten darstellt, und so das Überleben der Ideale, für die sie steht, und die trotz allem nicht aufgegeben werden sollen, sichert. Sie erlaubt Subjekten der Gegenwart, »sich als politischer Prinzipal und Souverän zu erleben, gleichzeitig aber möglichst unbehindert und effizient die Möglichkeiten und Imperative der flüchtigen Moderne zu verfolgen«; und, auf Seiten der politischen Institutionen, »sich einerseits zugunsten ihrer Handlungsfähigkeit gegenüber den immer unberechenbareren Bürgern und ihren immer widersprüchlicheren und kompromissloseren Forderungen abzuschotten, sich gleichzeitig aber als deren Agent, als Agent des *Demos* zu präsentieren« (BLÜHDORN, 154).

Zu 2.: Sodann begann die literarische Lektüre, wobei wir uns auf die ersten vier Romane Krachts beschränkten – *Faserland*, 1979, *Ich werde hier sein im Sonnenschein und im Schatten* und *Imperium*. Diese wurden in dieser Reihenfolge, in der sie auch erschienen sind, in jeweils einer Sitzung besprochen, wobei den Teilnehmenden, von denen jeweils zwei einen der Romane der Gruppe vor- und zur Diskussion stellten, freigestellt war, dabei auf den mittlerweile reichhaltigen Fundus der wissenschaftlichen Forschung zu Kracht zurückzugreifen und/oder bereits einen direkten Bezug zum Postdemokratie-Diskurs herzustellen. Hinzugezogen wurden in diesem Zusammenhang Texte von

PORDZIK, KREKNIN und DRÜGH (s. Literaturliste). Der Fokus wurde neben vielen anderen Aspekten also gelegt

a) ... auf den bestimmten Modus, in dem die Ironie in Krachts Werk operiert, was PORDZIK als eine »Ironie zweiter Ordnung« (574) bezeichnet, die die herkömmliche Ironie quasi eine Stufe weiter führt, sodass sie nicht mehr auf einen gemeinsamen, weltanschaulichen Konsens zwischen Ironiker und Rezipient*innen zurückgeführt werden kann.

b) ... auf dem "fundamentalen Ästhetizismus", den einige Forscher*innen Krachts Poetik zu Grunde liegen sehen und der, nach KREKNIN, eine in sich geschlossene Sphäre der Kunst schafft, die statt auf reale Welt zu rekurrieren und Aussagen über diese zu treffen – eine Möglichkeit, die als nicht-gegeben betrachtet wird –, die omnipräsenten Simulakren der Wirklichkeit (vgl. BAUDRILLARD) als einzige Form der Realität versteht, auf die tatsächlich Zugriff besteht.

c) ... auf das Verhältnis von Krachts Romanen zur sogenannten »Popliteratur«. Von Anfang an wurde Kracht als einer der Hauptvertreter dieser literarischen Strömung im deutschsprachigen Raum bezeichnet, aber u.a. DRÜGH focht die Adäquatheit dieser Zuschreibung schon bald an und besteht in seinem Aufsatz darauf, Kracht wähle lediglich die Oberfläche, oder Form, der Popliteratur – deren Hauptmerkmale u.a. popkulturelle Referenzen und eine exzessive Erwähnung von Markennamen sind –, verfolge jedoch eigentlich ein sehr viel tiefergehendes Programm als die der Popliteratur oft zugeschriebene unterhaltsame Darstellung einer alles umfassenden Leere und Sinnlosigkeit.

3. Forschungsergebnisse

Zu 3.) Vor dem Hintergrund des Postdemokratie-Diskurses konnten diese Thesen zu Krachts literarischer Ästhetik nun auch dezidiert politisch gelesen werden, wobei es weniger darum ging, herauszuarbeiten, wie Krachts Literatur die postdemokratischen Thesen *illustrierte*, als viel mehr darum, wie sie auf sie *reagierte* (Stichwort: Performativität).

Erstens konnte Krachts rein formale Inszenierung seiner Literatur als Popliteratur so als parallel verlaufend zur rein diskursiven Simulation von demokratischen Idealen in der Postdemokratie betrachtet werden.

Zweitens konnte eine Literatur, die sich einem »fundamentalen Ästhetizismus« verschrieben hat, demnach gewissermaßen als verzerrtes Spiegelbild einer durchästhetisierten Politik fungieren. Die so entstehende literarische Ästhetik macht – in performativem Modus – das »grundsätzliche Scheitern« bzw. die Konstruiertheit und den unvermeidlichen Totalitätsanspruch »aller Glaubenssysteme« (KREKNIN, 162) deutlich, und die Demokratie wird dabei neben den Totalitarismus und den religiösen Fundamentalismus als lediglich eine weitere ihrer Spielarten eingereiht. Die Krachtsche Ästhetik untergräbt mit dieser Perspektivverschiebung die Macht und Autorität dieser Systeme, sprich: der durchästhetisierten Politik, eben auch der (post)demokratischen, denn auch diese kann nun als abgeschlossenes System betrachtet werden, das eher Bezug auf Simulakren des Volkes und Simulakren gesellschaftlicher Konflikte (mittels Simulakren gesellschaftlicher Debatten) nimmt als auf tatsächliche gesellschaftliche Realität. Der so erzeugte Abstand zum politischen System und die Relativierung der Systemzwänge, die mit ihm einhergehen, kann eine befreiende Wirkung haben und die Grenzen des politisch Imaginierbaren, die Imagination von und den Glauben von Alternativen, erweitern – eben auch für die Bürger*innen demokratischer Staaten, die die Hauptleserschaft Krachts stellen.

Zu guter Letzt (der hier angeführten, verknappten, beispielhaften und allgemein formulierten Auswahl der herausgearbeiteten Beziehungen von Krachts Literatur zum Postdemokratie-Diskurs) wird mit der Ironie zweiter Ordnung der, mit Rancière gesprochen, der Demokratie inhärente Mechanismus, der gewisse Teile des *demos* immer aus dem gesellschaftlichen Diskurs ausschließt, für den Moment der Lektüre außer Kraft gesetzt. Was vom/von der vermeintlich aufgeklärten Leser*in als Provokation, als Verletzung der *political correctness* oder als »rechte Gedanken« (DIEZ, 103) wahrgenommen wird, ist letztendlich lediglich das Resultat der (performativ in der Literatur vollzogenen) Auflösung eines festen, einvernehmlichen politischen und weltanschaulichen Standpunktes, wie ihn auch die (Post-)Demokratie für ihre Bürger*innen beansprucht, obwohl in Wahrheit jedoch nicht die gesamte Bevölkerung von diesem repräsentiert wird und außerdem das Konzept der Repräsentation an sich angesichts moderner Subjektkonstitutionen zweifelhaft geworden ist.

Ziel des experimentellen Q-Tutoriums war es nie, den endgültigen Master-Lektüreschlüssel zu Krachts Werk zu liefern, sondern lediglich, wie oben beschrieben, eine weitere, dezidiert politische Lesart des Werkes zu erschließen. Jedwede Forschungsergebnisse werden also nur selten als finale Thesen im Indikativ präsentiert werden können. Zusätzlich zu der Auswahl an relativ handfesten Befunden, die oben formuliert sind, standen am Ende von Schritt 3, bevor es also für die Teilnehmenden an die Arbeit an den eigenen Essays ging, viel eher eine Handvoll Vermutungen und Fragen, die sich teilweise auch zu Essaythemen entwickelten.

Eine Lesart der Krachtschen Faszination für totalitäre Systeme war beispielsweise, dass eine gedankliche Verschiebung gesellschaftlicher Verhältnisse in totalitäre Systeme eine Möglichkeit ist, sich probenhalber außerhalb des demokratischen Diskurses zu positionieren, zu dem es in der Realität kein Außerhalb gibt, was sicherlich v.a. von Interesse ist, wenn man in ihm nicht gehört oder wahrgenommen wird. Dies geschieht, so die Vermutung, dabei gar nicht, um einer etwaigen *Sehnsucht* nach dem Leben in totalitären Strukturen nachzugeben, sondern viel eher als Lackmustest für die Demokratie: Wo liegen die Unterschiede zu einem totalitären Gedankenkonstrukt und totalitärer Ästhetik, wo unerwartete Gemeinsamkeiten?

Eine weitere Vermutung betraf einen Affekt, der in allen vier Romanen eine Rolle spielt: den Ekel. Immer wieder ist er der Anfang einer emotionalen Entwicklung, die die Protagonisten zuletzt zum Hass führt. Die Frage, die dabei aufkam, lautete: Könnte dieser Hass auch die persönliche, individuelle Manifestation eines sehr viel weiteren Hasses, des Hasses an einem ganzen System sein? Und weiter die Frage: Welche Rolle kommt dem Ekel und dem Hass (auch jenem *auf* die Demokratie) in der Demokratie zu, auf welche Art und Weise werden sie kanalisiert?

Schließlich entstand eine weitere Gruppe von Fragen noch um das Motiv der Transformation herum, des in Krachts Romanen allgegenwärtigen Verschwindens eines Menschen ins Nichts oder der Verwandlung ins Tier- bzw. Maschinenhafte. Wird hier die postdemokratisch-flüchtige Verfasstheit von Subjektivierung parodistisch auf die Spitze getrieben und radikal um Komponenten des Nicht-Menschlichen erweitert? Und was bedeutet dies innerhalb der Fiktion für die menschlichen Sinn- und Referenzsysteme, welche Aussagen werden auf diese Weise über sie getroffen?

Da zum aktuellen Zeitpunkt (Stand: 11. Oktober 2016) nur zwei der erwarteten sechs Essays eingereicht wurden, kann an dieser Stelle leider kein umfassender Bericht zu diesen folgen. Die Ergebnisse werden allerdings, gemeinsam mit weiterem Material zu Christian Kracht, innerhalb der nächsten Wochen auf einem HU-Blog für die Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt. Auch mindestens

ein Beitrag zu Christian Krachts im September 2016 (also nach Ende des Tutoriums) erschienenen Roman *Die Toten* wird darunter sein. Ein Kommentar zu diesem neuen Buch, natürlich von der Arbeit im Tutorium geprägt, ist auch bereits auf <http://www.magazin-metamorphosen.de/der-unwissende-lehrmeister/> und auf <http://www.fixpoetry.com/feuilleton/essays/lukas-valtin/der-unwissende-lehrmeister> erschienen.

4. Teilnehmende

Nach anfänglich schwankenden Zahlen bestand die studentische Forschungsgruppe schon bald aus neun Teilnehmenden, von denen sechs Studienpunkte erwerben wollten und also einen Essay einzureichen hatten (bzw. noch haben). Die Gruppe bestand aus 6 Studenten und 2 Studentinnen auf Bachelorniveau (2.-7. Fachsemester) und einem Studierenden auf Masterniveau. Sechs Teilnehmende studierten Deutsche Literatur im Hauptfach, andere Hauptfächer waren Philosophie, Kulturwissenschaft und Skandinavistik. Vertretene Nebenfächer waren: Kulturwissenschaften, Französisch, Geschichte, Slavistik und Philosophie.

5. Persönliche Erfahrungen und Evaluation des Formates

Die Teilnahme am Programm als Q-Tutor war für mich in jedem Fall eine wichtige, wertvolle Erfahrung, und das in vielerlei Hinsicht: sowohl als (An)Leiter und Organisator einer (Forschungs)Gruppe, also im Umgang mit Autorität und der Reflektion dieser, als auch damit, die Interessen, Talente, Stärken und Schwächen der Studierenden irgendwie in einen produktiven Prozess zu kanalisieren. Fachlich bedeutete die Arbeit als Q-Tutor eine tiefgehende, spezifische und unter wohlwollender Beobachtung stehende Auseinandersetzung mit einem Thema, das in viele verschiedene Richtungen weiterverfolgt werden kann und wird, und v.a. bedeutete es auch den Luxus, dies tun zu können. Das man hier sein ganz eigenes Projekt verfolgte und die Erfahrung, das einem von universitärer Seite das Interesse an diesem entgegengebracht und dazu das Vertrauen, das Projekt gemeinsam mit einer studentischen Forschungsgruppe weiter produktiv vertiefen zu können, war in jeder Hinsicht eine großartige Chance und hat mein Selbstvertrauen für diese Art von Arbeit enorm gestärkt.

Trotz des vornehmlich positiven Feedbacks der Studierenden – von denen mehrere angaben, Format und Inhalt des Tutoriums hätten ihnen wertvolle neue Impulse gegeben – und auch der insgesamt angenehmen, konzentrierten Stimmung im Tutorium ist insgesamt zu bemängeln, dass ein Zeitraum von einem Semester – und das gilt v.a. für die Studierenden – für die meisten zu kurz ist, um tatsächlich mehr Energie und Eigeninitiative in das Q-Tutorium zu investieren als in ein »normales« Seminar. Die Entscheidung des bologna.lab, die Q-Tutorien auf zwei Semester zu verlängern, ist also goldrichtig!

6. Tipps & Tricks für Nachfolger

Ein Q-Tutorium soll etwas anderes sein als ein »normales« Uni-Seminar. Das Versprechen eines anderen Formates, inkl. flacherer Hierarchien und mehr Raum für Eigeninitiative, reizt die meisten Teilnehmenden meist ebenso wie das jeweilige Thema des Tutoriums. Es ist also in jedem Fall gut, dieses Versprechen auch zu halten und das ausgearbeitete Forschungsdesign offen genug für Veränderungen nach den Wünschen und Ideen der Teilnehmenden zu konzipieren. Die Gefahr besteht allerdings darin – und hier gebe ich teilweise Feedback der Teilnehmenden meines eigenen Tutoriums wieder –, die gemeinsame Arbeit zu lange in zu hohem Maße ungeplant zu lassen, sodass die kollektive Energie am Ende zerfasert, die Orientierung fehlt und damit auch Motivation verloren geht. Mein Tipp

also: Setzt euch einen Termin, irgendwann nach den ersten Wochen, an dem gemeinsam ein verbindlicher Ablaufplan steht. Wenn danach noch Änderungswünsche aufkommen, können diese immer noch diskutiert und ggf. integriert werden.

Und ansonsten: Probiert euch aus, lernt, macht Fehler, macht's besser!

7. Literatur

BAUDRILLARD, Jean: *Simulacra & Simulation*. Michigan 1994.

BLÜHDORN, Ingolfur: *Simulative Demokratie. Neue Politik nach der postdemokratischen Wende*. Berlin 2013, 126-135/142-159/176-187.

CROUCH, Colin: *Postdemokratie*. Frankfurt/Main 2008.

DIEZ, Georg. Die Methode Kracht. In: *Der Spiegel* 7 2012, 100-103.

DRÜGH, Heinz J.: "... und ich war glücklich darüber, endlich 'seriously' abzunehmen": Christian Krachts Roman *1979* als Ende der Popliteratur? In: *Wirkendes Wort* 57 2007, 1, 31-51.

FREVEL, Bernhard: *Demokratie. Entwicklung – Gestaltung – Problematisierung*. Wiesbaden 2004.

KREKNIN, Innokentij: Die Faszination des Totalen. Politische und religiöse Systeme bei Christian Kracht. In: Christian Sieg und Martin Wagner-Engelhaaf (Hg.): *Autorschaften im Spannungsfeld von Religion und Politik*. Würzburg 2014, 120-139.

PORDZIK, Ralph: Wenn die Ironie wild wird, oder: lesen lernen. Strukturen parasitärer Ironie in Christian Krachts *Imperium*. In: *Zeitschrift für Germanistik* 23 2013, 3, 574-591.

RANCIÈRE, Jacques: *Demokratie und Postdemokratie*. In: Rida, Raho (Hg.): *Politik der Wahrheit*. Wien 1997.

RITZI, Claudia: *Die Postdemokratisierung politischer Öffentlichkeit. Kritik zeitgenössischer Demokratie; theoretische Grundlagen und analytische Perspektiven*. Wiesbaden 2013.